

Unverkäufliche Leseprobe



Judith Koelemeijer
Mit dem ganzen Herzen

Das furchtlose Leben der Etty Hillesum 1914-1943

2023. 606 S., mit 32-seitigen Tafelteil mit 60 Abbildungen
ISBN 978-3-406-81347-4

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/36194841>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Judith Koelemeijer

Mit dem ganzen Herzen



Judith Koelemeijer

Mit dem ganzen Herzen

Das furchtlose Leben der Eddy Hillesum

1914–1943

Aus dem Niederländischen
von Simone Schroth

C. H. Beck

Titel der niederländischen Originalausgabe:
«Etty Hillesum. Het verhaal van haar leven»
Copyright © 2022 Judith Koelemeijer/Uitgeverij Balans, Amsterdam
Zuerst erschienen 2022 bei Uitgeverij Balans, Amsterdam

Der Verlag dankt der Niederländischen Stiftung für Literatur
für die großzügige Förderung.

Nederlands
letterenfonds
dutch foundation
for literature

Mit 60 Abbildungen

Für die deutsche Ausgabe:
© Verlag C.H.Beck oHG, München 2024
Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks
zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.
www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München
Umschlagabbildungen: vorne: Etty Hillesum © Sammlung Jüdisches Museum,
Amsterdam; hinten: Etty Hillesum mit Han und Hans Wegerif beim Segeln
auf den Loosrechtse Plassen, 1937 © Privatsammlung Peter Meijlink

Satz: Janß GmbH, Pfungstadt

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 81347 4



verantwortungsbewusst produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

Inhalt

Prolog	7
Erster Teil	
1. Der Mann mit der Antenne	9
2. Russisches Zigeunermädchen	26
3. Mein auserwählter Blutkreislauf	45
4. Werden, wer du bist	60
5. O Gott, lass mich schreiben	89
6. Diese Auffälligkeit in der Familie	121
Zweiter Teil	
7. Geduld ist alles!	141
8. Kein Parteimensch	167
9. Lass nur, ich verstecke mich bei Pa Han	195
10. Ihr magischer Zauberstab	225
11. Es geht um unsere Vernichtung	258
Dritter Teil	
12. Dieses merkwürdige Vermittlungsorgan	289
13. Das denkende Herz der Baracke	322
14. Freundin des Lagerwiderstandes	348
15. Bleib doch hier, du Dumme	374
16. Vitamin B	401
17. Wir haben dieses Lager singend verlassen	430
18. Auschwitz	449
Epilog	469

Anhang

Dank	49I
Dank der Übersetzerin	503
Anmerkungen	505
Quellenverzeichnis	58I
Literaturverzeichnis	589
Bildnachweis	597
Personenregister	599

Prolog

Der Junge kniete vor dem Schreibtisch seines Vaters mit der großen Platte und den Schränkchen an beiden Seiten. Vorsichtig öffnete er die Tür des linken Schränkchens. Im obersten Fach lagen die Hefte von Etty Hillesum. Es war ein ganzer Stapel. Einige mit Spiralbindung, andere ohne. Er nahm eines der Hefte in die Hand, behutsam, voller Angst, erwischt zu werden, und blätterte darin. Die einzelnen Seiten waren dicht beschrieben. Leider konnte er kein einziges Wort von Ettys Handschrift entziffern. Aber ihm fiel auf, dass der Großbuchstabe «S.» immer wieder vorkam. Meinte Etty damit seinen Vater? Der hieß Klaas Smelik, genau wie er selbst.¹

Schnell legte er die Hefte wieder zurück. Sie übten eine geheimnisvolle Anziehungskraft auf ihn aus, obwohl er erst zehn Jahre alt und fünf Jahre nach dem Krieg geboren war. Etty Hillesum war Jüdin gewesen und hatte den Krieg nicht überlebt. Sie war nicht älter geworden als 29 Jahre. Er schaute sich gerade die Hefte einer Toten an – ein gruseliger Gedanke. Er hatte Angst vor dem Tod.²

Ein neues Jahrzehnt begann, und der Krieg lag bereits fünfzehn Jahre zurück. Trotzdem wurde zu Hause noch oft über die Kriegszeit gesprochen. Auch Etty Hillesums Name fiel in diesen Unterhaltungen häufig. Sie war eine gute Kameradin seines Vaters gewesen, und die beste Freundin seiner 34 Jahre älteren Halbschwester Johanna.

Wenn sie abends am Tisch saßen, erzählte sein Vater immer wieder, wie er versucht hatte, Etty davon zu überzeugen, bei ihnen unterzutauschen. Es gab unter dem Holzboden ihrer Villa in Hilversum einen geheimen Verschlag. Ein ganz ausgezeichnetes Versteck.

Sein Vater war Schriftsteller und konnte mitreißend erzählen.

«Ich packte Etty, hielt sie ganz fest und rief: «Du bleibst hier!»»

Doch Etty hatte ihn seltsam, fast feindselig angeschaut und gesagt: «Du verstehst mich nicht. Ich will das Schicksal meines Volkes teilen.»

Danach schwieg sein Vater immer kurz.

«Da wusste ich, dass alles verloren war», fügte er dann seufzend hinzu.³

Sein Vater konnte es immer noch nicht begreifen. Er hatte Etty gesagt, dass das Lager in Polen ihren Tod bedeuten würde. Trotzdem hatte er sie nicht retten können.

Nun besaß sein Vater nur noch Ettys Tagebuch. Elf vollgeschriebene Hefte im linken Schreibtischschrank.

Eines Tages kurz nach Kriegsende war eine Freundin von Etty, Maria Tuinzing, zu seiner Familie nach Hilversum gekommen.⁴ Sie hatte einen Stapel Hefte bei sich und erklärte, Etty habe ihr die gegeben. Falls sie nicht aus Polen zurückkehren würde, hatte Etty gebeten, sollte Maria das Tagebuch Klaas Smelik übergeben. Und dann sollte Klaas Smelik, der über Verlagskontakte verfügte, dafür sorgen, dass alles veröffentlicht werden würde.

Sein Vater war auf verschiedene Verleger zugegangen, das wusste der Junge. Aber keiner wollte das Tagebuch herausgeben. Man fand es zu philosophisch, hatte ihm sein Vater erklärt.

«Die Leute wollen lesen, wie böse die Deutschen waren und wie gut die Niederländer. Sie wollen etwas über Gräueltaten und Heldentaten lesen. Aber Etty war doch gerade der Überzeugung, dass die Menschen aufhören müssten, einander zu hassen.»

Er merkte, wie schlimm es für seinen Vater war, dass die Tagebücher immer noch nicht veröffentlicht worden waren. Sein Vater hatte Ettys Wunsch nicht erfüllen können. Er hatte versagt.

Auch für ihn selbst war es schade. Jetzt konnte er nur raten, was da in den geheimnisvollen Heften stand. Und seine wichtigste Frage würde vielleicht für immer unbeantwortet bleiben. Wie hatte sich Etty für den Tod entscheiden können, obwohl man ihr das Leben anbot? Was konnte es Wichtigeres geben als ein Menschenleben?⁵

Erster Teil

1. Der Mann mit der Antenne

Sie erlebte den Tag als Wiedergeburt. «Genau vor einem Jahr, am 3. Februar 1941, wurde ich nämlich zur Welt gebracht», erklärte sie entschieden.¹ ETTY HILLESUM war damals bereits 27 Jahre alt. Und doch schien es, als hätte ihr echtes Leben erst an jenem Tag begonnen – und als wäre alles andere, was sich zuvor abgespielt hatte, nicht wirklich wichtig.

Alles geschah an einem eiskalten Montagmorgen während des ersten Amsterdamer Winters unter deutscher Besatzung.² ETTY hatte einen Termin in der Courbetstraat, eine knappe halbe Stunde von ihrem Haus im Stadtteil Amsterdam-Zuid, dem heutigen Oud-Zuid, entfernt. Ein beißender Nordwind wehte, die Stadt lag unter einer dicken Schneeschicht, und es fror ordentlich. Am vorhergehenden Wochenende hatte man trotz des Krieges im ganzen Land Schlittschuhfahrten abgehalten. Straßenbahnen fuhren an jenem Tag kaum, deswegen musste sich ETTY die ganze Strecke auf dem Fahrrad durch den Schnee kämpfen.³ Als sie bei der Nummer 27 klingelte, war sie völlig durchgefroren.

«Hier ist das Objekt für Herrn Spiehier», rief sie schüchtern ins Treppenhaus.⁴

«Kommen Sie nur nach oben!», erwiderte eine Frau.

ETTYS Begegnung mit Julius Spier war über gemeinsame Bekannte zustande gekommen. Sie wusste nur, dass er «Psychochirologe» war: Spier konnte Menschen aus der Hand lesen und auf der Basis des Gesehenen eine psychologische Analyse durchführen. Für die Kurse, die er gab, war er regelmäßig auf der Suche nach «Objekten» mit der Bereitschaft, ihre Hände herzuzeigen. ETTY war neugierig genug gewesen, um sich dafür anzumelden.

Oben an der Treppe wurde sie von einer «kraushaarigen, jungen-

haften jungen Frau»⁵ empfangen. ETTY wollte ihr die Hand geben und ihren Namen nennen, wurde jedoch sofort unterbrochen.

«Es ist nicht üblich, dass man sich hier einander vorstellt», teilte ihr die junge Frau kühl mit.

Das «Objekt» war offensichtlich so neutral wie möglich zu behandeln. ETTY sollte deshalb erst später herausfinden, dass die Frau ADRI HOLM hieß. Sie war eine Schülerin von SPIER und arbeitete außerdem als seine Sekretärin.

«Beklommen und bedröppelt» betrat ETTY die beiden kleinen Zimmer, die JULIUS SPIER bei der Familie NETHE gemietet hatte.⁶ Ihr fiel sofort auf, dass SPIER eine grüne Kniebundhose trug: Knickerbocker, wie sie einem in dieser Zeit auch bei deutschen Militärs begegneten. Er war hochgewachsen, wurde langsam kahl und war mit seinen 54 Jahren genau doppelt so alt wie sie. Ganz offensichtlich hörte er schwer, denn er hatte eine laute Stimme und trug ein Hörgerät, an dem eine senkrecht nach oben gerichtete Antenne angebracht war, wie ein besonderer Fühler, mit dem er Signale empfing, die anderen verborgen blieben.

«Kein sinnliches Gesicht, unholländisch, ein Typus, der mir doch irgendwo vertraut war», schrieb ETTY später als ersten Eindruck in ihr Tagebuch. Und dann: «Kluge, unglaublich kluge, uralte, graue Augen, die die Aufmerksamkeit von dem schweren Mund für kurze Zeit ablenken konnten, aber doch nicht ganz.»⁷

ETTY war bei solchen ersten Begegnungen oftmals verlegen.⁸ Dass dieser Termin einiges Ungewöhnliche an sich hatte, hat sie wahrscheinlich noch unsicherer gemacht. Gleichzeitig war sie immer offen für neue Begegnungen, ganz besonders wenn es um das Kennenlernen eines potenziell interessanten Mannes ging. Sie liebte Männer, durch die sie an Weisheit gewinnen konnte. Und sie flirtete gern.

In den vielen Studien, die später über ETTY HILLESUM erscheinen sollten, geht es fast immer um ihren Geist, ihre so ungewöhnlich reiche Gedankenwelt. Dabei scheint man jedoch zu vergessen, dass sie außerdem eine junge, sinnliche Frau war. ETTY hatte einen Busen wie «schwere Trauben» – so beschrieb sie ein Geliebter einmal. Sie konnte sehr schalkhaft unter ihrem dicken Lockenschopf hervorschauen und wusste äußerst genau, was sie als Liebhaberin zu bieten hatte.⁹ Zugleich ver-

mittelte ihr physisches Erscheinungsbild eine gewisse Unbeholfenheit, die vermutlich auch Sympathie weckte. Sie war klein, ein bisschen mollig, sehr ungeschickt und hatte einen leicht wiegenden, trägen Schritt, den sie selbst treffend als ihren «weltberühmten Kamelgang»¹⁰ beschrieb.

In der Tasche, die ETTY bei sich trug, befand sich mindestens ein Buch. Ohne Lesefutter hätte sie das Haus nie verlassen. ETTY brauchte Wörter so unbedingt wie Wasser. Schon als Kind versteckte sie sich am liebsten in der Bibliothek ihres Vaters. Heimlich träumte sie davon, Schriftstellerin zu werden. Sie sehnte sich unendlich danach, dem vielen, was in ihr vorging, eine Bedeutung zu verleihen. Der Wunsch zu schreiben konnte fast schmerzhaft sein, wie das Verlangen nach einem unerreichbaren Geliebten. Doch sie hatte noch nie auch nur einen Buchstaben zu Papier gebracht. Zu wenig Disziplin, zu neurotisch, zu viel innere Unruhe und Unsicherheit. Als ewige Studentin – nach Jura hatte sie mit Slawischen Sprachen weitergemacht – schien sie sich auf nichts festlegen zu wollen. Seit einigen Jahren wohnte sie im Haus des viel älteren Witwers Han Wegerif, und zwischen den beiden hatte sich ein Verhältnis entwickelt. Doch besonders treu war sie nicht.

Am glücklichsten fühlte sich ETTY, wenn sie an ihrem «lieben Schreibtisch» saß, in ihrem Zimmer in der Gabriël Metsustraats mit Blick auf den Museumplein im Süden des Rijksmuseums, und wenn sie sich in russische Grammatik oder eine Tolstoi-Übersetzung vertiefen konnte. Dass es Menschen gab, die außer Büchern auch *Hände* lesen konnten – dieser Gedanke war ihr noch vor kurzer Zeit ganz und gar fremd gewesen.

Doch nun stand sie dort, in Julius Spiers «beiden kleinen Zimmern», getrieben von etwas, was sie hinterher als pure Sensationslust beschreiben sollte.¹¹

Bei «Handlesen» denkt man schnell an Jahrmarkt, Zigeuner und Wahrsagerei. Bei Spiers Handlesekunst handelte es sich jedoch um etwas ganz anderes. Julius Spier, ein wohlhabender Jude deutscher Herkunft, war Anfang 1939 legal in die Niederlande emigriert. In Berlin war er eine lokale Berühmtheit gewesen; zu seinem Kundenkreis gehörten bekannte Namen, zum Beispiel Albert Einstein. Er hatte sich das Handlesen selbst beigebracht, und zwar nach einer lukrativen Karriere als

Geschäftsmann in der Metallindustrie. In den über dreißig Jahren seiner Beschäftigung mit der Chirologie hatte er eine ganz einzigartige Methode entwickelt. Mit dieser Methode, so gab er an, konnte er aufgrund äußerlicher Merkmale der Hand und der Informationen im Handteller Erkenntnisse über den psychischen und physischen Zustand einer Person gewinnen.¹²

Nach eigenen Angaben konnte Spier die wichtigsten Ereignisse in einem Leben «herauslesen», wagte sich jedoch aus Prinzip nicht an Zukunftsprognosen. Mit seiner besonderen Gabe wollte er den Menschen in erster Linie helfen, und sehr oft stellte die Handanalyse den Anfang eines längeren Therapieprozesses dar. Spier war mit dem akademischen Diskurs der analytischen Psychologie seiner Zeit gut vertraut. Er hatte seine Praxis 1929 auf Anraten keines Geringeren als des Schweizer Psychiaters Carl Gustav Jung eröffnet. Die beiden waren einander in Zürich mehrfach begegnet, und Spiers Akkuratesse bei seinen Analysen hatte Jung so sehr beeindruckt, dass er ihn verschiedentlich unterstützte und noch 1940 ein herzliches Empfehlungsschreiben für ihn verfasste.

«Ich kenne Herrn Spier seit mehreren Jahren und habe ihn stets als sehr ehrliche und aufrichtige Persönlichkeit erlebt», hieß es darin. «Abgesehen von seiner besonderen Begabung als Chirologe verfügt er über ein sehr gutes psychologisches Verständnis und ist in seiner Arbeit äußerst gewissenhaft. [...] Obwohl seine Methode in hohem Maße auf Intuition beruht, basiert sie auch auf großer praktischer Erfahrung. [...] Aufgrund ihres psychologischen Wertes dürfte sich Herrn Spiers Chirologie für Psychologen, Ärzte oder Pädagogen als überaus nützlich erweisen. Sie stellt einen äußerst wichtigen Beitrag zur Erforschung des menschlichen Charakters im Allgemeinen dar.»¹³

Julius Spier hatte sicher schon Tausende von Händen betrachtet. Nun war Ety Hillesum an der Reihe, über die er nicht mehr wusste, als dass sie ein «Fräulein» war und 27 Jahre alt.

Ety durfte sich in einen Rattansessel an einem kleinen runden Tisch setzen. Wie man auf einem Foto aus dem Jahr 1941 gut erkennen kann, gab es in den von Julius Spier bewohnten Zimmern nicht viel Platz.¹⁴ Der «kleine Sessel» befand sich direkt neben Spiers Schreibtisch, unmittelbar dahinter stand ein niedriger, übervoller Bücherschrank.

Auf dem Boden lagen einfache Teppiche, die Falten warfen, wenn man Stühle verschob. An der Wand hing eine den Meister selbst darstellende, an einen Buddha erinnernde Porträtzeichnung. Darauf hatte er den Blick nach unten gerichtet, sodass es wirkte, als schaue er auf den Besuch herunter. Spier setzte sich Etty gegenüber. Das «Zeremoniell der schwarzen Tinte und des Butterbrotapiers», wie sie es später beschreiben sollte, konnte beginnen.¹⁵

Das Herstellen von Handabdrücken machte einen wichtigen Teil von Spiers Analyse aus. Er verwendete dafür keine Tinte, sondern Plakatfarbe, vermutete Etty. Die wurde erst auf eine Glasplatte aufgebracht, dann mit einem Farbroller verteilt und auf den Handteller geschmiert. Danach musste Etty die Hände fest auf ein Stück dünnes, halb durchsichtiges Papier drücken, sodass die Linien in ihrer Hand auf dem Material ein deutliches Muster zurückließen, wie die gewundenen Höhenlinien auf einer Landkarte.

Spier bezog die ganze Hand in seine Analyse ein, also beispielsweise auch Stand und Form der Finger, sogar den Zustand der Nägel. Um Ettys Hände gut betrachten zu können, bat er sie deshalb, zuerst die Ellbogen auf den Tisch zu stützen und dann die Hände hochzuhalten, mit den Handtellern sich selbst zugewandt. Dann musste sie die Hände auf den Tisch legen, zuerst mit dem Handteller nach unten, dann nach oben. Erst danach griff sich Spier ihre Hand und begann ihre Lebensgeschichte zu lesen, die sozusagen für ihn in ihren Handtellern gedruckt stand. Währenddessen machte Adri Holm Notizen. Die wurden später zu einem «Protokoll» ausgearbeitet: einer Beschreibung aller Linien und Merkmale der Hand des Objekts und ihrer angenommenen Bedeutung.

Etty unterzog sich dem Ritual mit wachsendem Erstaunen. Manchmal schien es, als könne Spier sie einfach durchschauen.

Schon der Anfang wirkte vielversprechend.

«*Enorm verschiedene Hände: Eltern sehr verschieden*»,^{*} war Spiers erste Beobachtung, die Adri Holm daraufhin in Ettys Protokoll aufnahm.¹⁶

^{*} *Kursive Zitate wurden von Etty Hillesum und anderen Personen auf Deutsch geschrieben. Die originale Schreibweise wurde dabei weitgehend beibehalten.*

Das stimmte hundertprozentig. Gerade der große Kontrast zwischen ihren Eltern bildete den Kern vieler Probleme in Ettys Leben vor dem Erwachsenenalter.

Etty Hillesums Mutter, eine russische Jüdin, war 1907 aus Surasch in die Niederlande gekommen. Man erzählte sich, sie sei vor Pogromen im Zarenreich geflüchtet, auch wenn niemand genau sagen konnte, was es damit auf sich hatte. Riva Hillesum-Bernstein war emotional, chaotisch, aufbrausend und unglaublich hektisch, wenn man den Geschichten derer glauben darf, die sie gekannt hatten.

Ettys Vater hingegen, der Amsterdamer Louis Hillesum, war ein echter Vernunftmensch, dem Augenschein nach die Beherrschung und Rationalität selbst. Im Jahr 1880 kam er in einer kinderreichen Familie im Judenviertel zur Welt, damals noch ein richtiges Armenviertel, im historischen Zentrum Amsterdams. Mit seiner außergewöhnlichen Intelligenz und seinem Fleiß war es ihm durch harte Arbeit gelungen, sich aus dem Ghetto seiner Jugend zu befreien. Er hatte in Klassischer Philologie promoviert und jahrelang als Griechisch- und Lateinlehrer in Schulen im ganzen Land gearbeitet. Schließlich war er Rektor des Gymnasiums in Deventer geworden.

Louis Hillesum war klein von Wuchs und sah wegen eines Augenleidens nur schlecht, selbst wenn er seine Brille mit den dicken Gläsern trug. Neben der stattlichen Riva wirkte er immer ein wenig unscheinbar, auch wenn sich dieser Eindruck als falsch erweisen konnte. Zu Hause schloss er sich am liebsten in seinem Arbeitszimmer ein, den Kopf zum Entziffern der Buchstaben beinahe im Buch vergraben, weit weg von seiner lauten, streitsüchtigen Frau.

«Vater sehr gesund und körperlich stark, aber unerhört nervös, Einzelgänger, Wissenschaftler, sehr rational», stand im Protokoll. «Mutter Russin, unrationale, intuitiv. Sehr affektbeherrscht, erregbar, sehr (zu) aktiv, ehrgeizig, unbeherrscht. Die Bindung an Mutter ist negativ, an Vater positiv. Die Begabungen sind als Folge der Zerrissenheit nicht gelebt worden.»¹⁷

Das war für Etty eine befremdliche Erfahrung. Woher wusste dieser Mann in der seltsamen Kniebundhose das alles einfach so? Spier imponierte ihr, weil er so mühelos ihre tiefsten Konflikte erfassen konnte. Aber es ärgerte sie auch, dass der Handlesetherapeut so sehr von sei-

nem eigenen Können überzeugt zu sein schien.¹⁸ «Irgendwie auch gerade sehr peinlich berührt: Als ich kurz nicht aufpasste und dachte, er spräche von meinen Eltern: *«Nein, das alles sind Sie, philosophisch, intuitiv begabt, und noch einige solche Herrlichkeiten, das alles sind Sie»*. Er sagte es auf die Art und Weise, wie wenn man einem kleinen Kind einen Keks in die Hand drückt. *«Sind Sie jetzt nicht froh? Ja, all diese schönen Eigenschaften haben Sie schon, sind Sie jetzt nicht froh?»* Dann ein kurzer Moment der Abneigung, irgendwie gedemütigt, vielleicht auch nur in meinem ästhetischen Empfinden gekränkt, jedenfalls empfand ich ihn dann als ziemlich widerlich. Aber später waren da wieder diese entzückenden, menschlichen Augen, die aus grauen Tiefen auskundschaftend in mir ruhten, die ich gerne umarmt hätte.»¹⁹

Die Analyse dauerte mindestens eine Stunde. Manchmal stellte Spier auch Fragen, um seine Vermutungen zu untersuchen oder bestätigt zu sehen. Das Protokoll bestand am Ende aus nicht weniger als 85 Beobachtungen, die sich sowohl auf visuelle Wahrnehmungen der Hand als auch auf eher intuitive Interpretationen durch Spier selbst stützten. Mit dem «Objekt» war sehr viel nicht in Ordnung, das wurde unmittelbar deutlich – auch wenn es ohne Frage bestimmte Talente besaß.

Im Protokoll war unter anderem zu lesen: *«Übernervös, übererregbar, sehr sensibel, verkehrt immer in großer Anspannung. Eigensinnig, ehrgeizig. Verlegen, starkes Anerkennungsbedürfnis. Verfügt über eine künstlerische Begabung, kann sich gut schriftlich ausdrücken, sehr bewegliche intuitive Intelligenz, Gerechtigkeitssinn, gute Beobachtungsgabe, gute Sinneswahrnehmung, Fähigkeit zu guter Anpassung, Großzügigkeit des Gefühls, warmherzig. Viele Begabungen, aber auf keinem Gebiet etwas fertig geschafft.»* Außerdem: *«Erotisch sehr anregbar, sexuell problematischer. Das Gefühl wird vom Denken unterbrochen. Objekt ist zunächst ganz impulsiv, dann setzt das Denken so kritisch ein, dass es das ursprüngliche Gefühl zurückdrängt.»* Und weiter: *«Mutter kann gut formulieren [...] Aus Opposition zur Mutter tut Objekt es nicht obgleich sie es kann. Auf sachlich-objektivem Gebiet hemmt sie ihr Gefühl durch das Rationale. [...] Kompensatorisch ist dagegen das Gefühlsgebiet mit diesen gehemmten Gefühlsinhalten überladen.»*²⁰

Alles in allem werde das «Objekt» durch eine allumfassende «seelische Verstopfung» behindert. Es denke viel zu viel nach und werde durch eine große Zahl «gehemmter Gefühlsinhalte» in der Bewegung gestört.

Es fällt auf, dass Spier Etty Hillesums jüngere Brüder, Jaap und Mischa, mit keinem Wort erwähnte, obwohl gerade sie in der Vergangenheit ebenfalls einen großen Einfluss auf ihr Wohlbefinden gehabt hatten. Sowohl Jaap als auch Mischa hatte mit schweren psychischen Störungen zu kämpfen, und beide mussten mehrfach in Anstalten aufgenommen werden. Zu sehen, wie ihre Brüder die Kontrolle über die Wirklichkeit verloren, war für Etty Hillesum eine beängstigende Erfahrung gewesen. Doch offensichtlich hatte dies keine für Spier erkennbaren Spuren in ihrem Handteller zurückgelassen, oder sie kamen während der Sitzung nicht zur Sprache.

Zusätzlich zu den Aufzeichnungen im getippten Protokoll nahm man auf dem Blatt mit den Handabdrücken einige handschriftliche Anmerkungen vor.

Eine davon scheint eine bemerkenswerte Zukunftsvorhersage zu enthalten.

Erlebnislinie mit ± 30 Jahr.

Erkannte Julius Spier, dass Etty Hillesum nicht älter als dreißig werden sollte? Wenn dem so war, wird Spier darüber geschwiegen haben, denn er lieferte aus Prinzip keine Zukunftsvorhersagen. Er wollte das Leben seiner «Objekte» nicht beeinflussen.²¹ Darüber hinaus hatte er die Erfahrung gemacht, dass sich die Linien in der Hand noch verändern konnten.²² Es ging nicht darum, das Schicksal eines Menschen vorherzusehen. Viel wichtiger war es, dem «Objekt» Einsicht in die eigene Psyche zu bieten, die starken und schwachen Seiten, die Möglichkeiten und Einschränkungen, sodass die betreffende Person ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen konnte.

«Wie können wir diesem Menschen helfen?», fragte Spier darum am Ende der Sitzung.

«Und ich war bereits von ihm eingenommen aufgrund der Probe seiner Fähigkeiten, die er mir gegeben hatte», schrieb Etty, «und ich fühlte mich hilfsbedürftig.»²³

Verwirrt und vielleicht auch schon verliebt machte sie sich auf den Heimweg durch das kalte, verschneite Amsterdam.



Während sich ETTY HILLESUM an diesem 3. Februar 1941 tief in die Seele schauen ließ, machten sich Männer der Weerafdeling (WA), des Schlägertrupps der Nationaal-Socialistische Beweging (NSB),²⁴ zusammen auf den Weg zum Rembrandtplein. Ihr Ziel war das Café De Kroon, eine der wenigen verbliebenen Gaststätten der Stadt ohne ein Schild «Für Juden verboten» an der Tür. Das Art-Nouveau-Café war eine große und beliebte Ausflugsattraktion. «Ein Juwel dieses Stadtteils», hatte das *Algemeen Handelsblad* bei der Eröffnung im Jahr 1898 geschrieben. Auch jüdische Einwohner Amsterdams besuchten das Café De Kroon gern. Doch nun warfen die WA-Männer ein Fahrrad durch die Fensterscheibe und marschierten nach drinnen. Die anwesenden Gäste versuchten die Angreifer zurück nach draußen zu drängen. Genau das hatten die Kerle in den schwarzen Uniformen beabsichtigt. Es kam zu Prügeleien und Kämpfen, bei denen das gesamte prächtige Inventar zu Bruch ging.²⁵

So lief das in diesen ersten Februartagen immer wieder ab. Überall in der Stadt sorgten WA-Männer und NSB-Mitglieder dafür, dass es zu kleineren Unruhen und Schlägereien kam. Als Folge davon konnte Hans Böhmecker, der Beauftragte des Deutschen Reiches für die Stadt Amsterdam, seinen deutschen Vorgesetzten in Den Haag schließlich triumphierend melden, dass fast alle Amsterdamer Hotels, Restaurants und Cafés nachgegeben hatten und überall die geforderten «Für Juden verboten»-Schilder hingen.²⁶

Doch es kehrte keine Ruhe in der Stadt ein. Am 9. Februar, einem Sonntag, war es wieder so weit. WA-Männer zogen in großen Trupps in das alte Judenviertel, wo sie in den Straßen rund um den Waterlooplein Gemüse- und Obstkarren umstießen, in Häuser eindrangten, den Hausrat auf die Straße warfen und Möbel demolierten. Etwas weiter oben, auf dem Thorbekeplein, stürmten sie in das Cabaret-Café Alcazar. Dort trat gerade an diesem Nachmittag die beliebte jüdische Jazztrompeterin Clara de Vries vor einem großen jüdischen Publikum auf.²⁷ Auch im

Alcazar wurde die Einrichtung völlig zerstört. Die Schlägereien griffen dann auf den Rembrandtplein über.

Noch nie war es seit dem Beginn der deutschen Besetzung in der Stadt zu derartig gewalttätigen Auseinandersetzungen gekommen.

Im wohlhabenden Stadtteil Amsterdam-Zuid, wo Etty Hillesum wohnte, blieb es noch ruhig. Trotzdem wird sie sicher von diesen Unruhen gehört haben. Gerade im Februar 1941 musste es einfach zu allen Juden durchdringen, dass nun wirklich Gefahr drohte.²⁸ Unter dem aufmerksamen Blick der Deutschen entwickelte sich in der Stadt ein richtiger Bandenkrieg: auf der einen Seite die immer aggressiver auftretenden Männer der Weerafdeling, auf der anderen große Gruppen junger jüdischer Männer, die den Terror nicht länger hinnehmen wollten und beschlossen, mit eigenen Schlägertrupps Widerstand zu leisten. Dabei erhielten sie Unterstützung von Arbeitern aus den Vierteln Jordaan und Kattenburg, die ihre eigenen Gründe hatten, die Deutschen zu hassen.²⁹

Kurz bevor dieser Straßenkrieg einen dramatischen Höhepunkt erreichte, besuchte Etty eine Vorlesung von Julius Spier. «Vortrag mit Lichtbildern: psychologische *Handdeutung*, abgehalten von Julius Spier» stand auf der Einladung, einem gedruckten Kärtchen, das unter Interessierten verbreitet wurde.³⁰ Etty, noch tief unter dem Eindruck ihrer eigenen Handanalyse, besuchte diese Veranstaltung vor allem, «um diesen Menschen ein wenig aus der Distanz zu sehen, um ihn aus der Ferne zu mustern, bevor ich mich ihm mit Leib und Seele ausliefern würde».³¹

Der Vortrag fand an einem Samstagnachmittag statt, am 8. Februar, in der imposanten Villa von Spiers Schwester Alice am Muzenplein, ebenfalls in Amsterdam-Zuid. Spier umringten viele «charmante Frauen und junge Mädchen», bemerkte Etty sofort. Trotzdem gewann sie einen positiven Eindruck von dem, was sich da abspielte. Der Vortrag hatte ein hohes Niveau, und auch bei dieser zweiten Begegnung erwies sich der Psychochirologe als einnehmende Persönlichkeit.³² «Charmanter Mann. Charmantes Lachen, trotz all der falschen Zähne. Dann beeindruckt worden von einer Art innerer Befreiheit, die von ihm ausging, Gewandtheit und Gemütsruhe und eine sehr spezielle Anmut in diesem schweren Körper.»³³

Kurz nach dieser Veranstaltung eskalierte die Gewalt in der Stadt.

An einem nebligen Dienstagabend, dem des 11. Februar, wurde bei erneuten Kämpfen im Judenviertel ein Mitglied der Weerafdeling schwer verwundet und erlag kurz danach seinen Verletzungen. «Zerquetscht durch die dreckigen Pfoten eines Nomadenvolks, das nicht von unserem Blut ist», schrieb die nationalsozialistische Wochenzeitung *Volk en Vaderland*.³⁴

Am nächsten Morgen riegelten die Deutschen das alte Judenviertel hermetisch ab. Brücken wurden hochgezogen, Absperrungen errichtet. Für die Amsterdamer, die seit Jahrhunderten friedlich mit einer großen jüdischen Gemeinschaft im Herzen der Stadt zusammenlebten, war das eine schockierende Erfahrung: Die vier Straßenbahnlinien im Viertel führen nicht mehr, und am Rand prangte plötzlich ein großes Schild mit der Aufschrift «Judenviertel/Joodsche Wijk». Zunächst schien es, als ob die Lage ruhig bleiben sollte, doch nach erneuten Kämpfen mit jüdischen Schlägertrupps an anderen Orten der Stadt beschloss Hanns Albin Rauter, der Höhere SS- und Polizeiführer, es sei an der Zeit, «ein Exempel zu statuieren».

Am 22. Februar, einem Samstag, fuhren Dutzende deutscher Überfallwagen ins Judenviertel, und ein kleines Heer von Polizisten startete mit Hunden eine Treibjagd auf jüdische junge Männer. Sie wurden vom Fahrrad geprügelt, gewaltsam aus den Häusern geholt und auf dem Jonas Daniël Meijerplein zusammengetrieben. Einen Tag später, am 23. Februar, gab es eine weitere Razzia. Insgesamt brachte man 427 jüdische Männer zwischen 20 und 25 Jahren «als Geiseln» weg – wohin, wusste niemand.³⁵

«Protestiert gegen die abscheulichen Judenverfolgungen!!! Streikt!!! Streikt!!! Streikt!!! Streikt!» Die in Form und Ausmaß bis dahin ungekannte Razzia auf die jüdischen Männer führte in Amsterdam zu einem einmaligen Massenprotest, der später als Februarstreik in die Geschichte eingehen sollte. Dabei standen kommunistische Arbeiter, häufig Mitglieder der inzwischen verbotenen Communistischen Partij Nederland (CPN), an vorderster Front. Viele Amsterdamer Beamte schlossen sich ihnen an. Am 25. Februar standen in der Stadt die Straßenbahnen still, die Müllabfuhr arbeitete nicht, und große Gruppen Streikender zogen in Protestmärschen über Dam und Rokin, wo sich ihnen Tausende Sympathi-

santen anschlossen.³⁶ Die Straße gehörte wieder den Amsterdamern. «Es war ein Festtag, es war wieder ‹unser› Tag», schrieb ein Amsterdamer Lehrer in sein Tagebuch. «Heute sind wir ganz und gar frei gewesen.»³⁷

Doch die Euphorie sollte nicht lange währen. Die Deutschen waren von dem Streik zunächst völlig überrumpelt. Doch schon am nächsten Tag schlugen sie brutal zurück. Ein deutsches Polizeibataillon und zwei SS-Totenkopf-Infanterieregimenter zogen in die Stadt, im Jordaan- und im Kinkerbuurt-Viertel und in der Albert Cuypstraat fielen Schüsse. Streikende Beamte wurden unter Druck gesetzt und mit hohen Bußen belegt, Dutzende von ihnen entlassen. In den Dünen bei Scheveningen kam es zu den ersten Exekutionen von Aufständischen.

Der Widerstand wurde gebrochen. Unter den Amsterdamer Juden – die einen einzigen Tag lang hatten erleben können, dass sie nicht allein waren – herrschte von nun an noch größere Unsicherheit und Angst. War das der Anfang? Und wenn ja, wovon?



Keine zwei Wochen später begann Etty Hillesum, das Tagebuch zu schreiben, das sie weltberühmt machen sollte.

«Na, dann mal los!», lauteten am 9. März 1941 ihre ersten Worte in dem von ihr zu diesem Zweck ausgewählten dunkelblauen kartonierten Heft. «Das wird für mich ein mühsamer und nahezu unüberwindbarer Moment: das befangene Gemüt einem lächerlichen Stück liniertem Papier preiszugeben.»

Nach der ersten Handlese-Sitzung hatte sich Etty bei Julius Spier in Therapie begeben. Er hatte ihr zum Führen eines Tagebuchs geraten. Durch das tägliche Schreiben über ihre Emotionen und Gedanken sollte Etty eine bessere Kontrolle über ihr Gefühlsleben erlangen. Außerdem hatte Spier in ihren Händen gelesen, dass sie die Veranlagung besaß, Schriftstellerin zu werden.

Doch gerade dieses Schreiben empfand Etty anfangs als äußerst unheimlich.

«Die Gedanken sind manchmal so deutlich und klar im Kopf und die

Gefühle so tief, aber aufschreiben, das klappt noch nicht», notierte sie in diesem allerersten Tagebuchabsatz. «Hauptsächlich ist es, glaube ich, ein Schamgefühl. Große Hemmung, wage nicht, die Dinge preiszugeben, frei aus mir hinausströmen zu lassen, und doch muss es sein, wenn ich auf Dauer das Leben zu einem angemessenen und zufriedenstellenden Ende bringen will. Wie auch beim Geschlechtsverkehr der letzte befreiende Schrei immer scheu in der Brust stecken bleibt. In erotischer Hinsicht bin ich raffiniert und ich möchte beinahe sagen gerissen genug, um zu den guten Liebhaberinnen zu zählen, und die Liebe erscheint denn auch vollkommen, aber doch bleibt es Spielerei um das Wesentliche herum, es bleibt tief in mir drin etwas gefangen. Und so ist es auch mit dem Rest. Intellektuell bin ich in der Lage, alles zu ergründen, ich kann alles mit klaren Methoden anpacken, ich scheine in vielen Problemen des Lebens äußerst überlegen zu sein, und doch: Dort sehr tief sitzt ein zusammengeballter Knäuel, da hat mich etwas fest im Griff, und ich bin ab und zu doch nur ein ängstlicher, armer Tropf, trotz des klaren Denkens.»³⁸

Es fällt auf, dass ETTY HILLESUM auf diesen ersten Seiten den Februarstreik oder die Atmosphäre in der Stadt mit keinem Wort erwähnt – und das, obwohl der Schrecken und die heftige Empörung unter den Amsterdamerinnen noch überall zu spüren gewesen sein müssen. Sie wandte den Blick zuallererst tief nach innen, und wenn sie schon mit etwas rang, dann mit «S.», wie sie SPIER konsequent nannte. Er schien einen größeren Eindruck auf sie gemacht zu haben als alle anderen Ereignisse der vergangenen Wochen.

«Da saß ich nun mit meiner *seelischen Verstopfung*. Und er würde Ordnung bringen in das innerliche Chaos, die Leitung über die innerlichen gegensätzlichen Kräfte übernehmen, die in mir wirken. Er nähme mich gleichsam an die Hand und sagte, schau, so musst du leben. Mein Leben lang habe ich das Gefühl gehabt: Wenn doch nur jemand käme, der mich an die Hand nähme und der sich um mich kümmerte. Ich erscheine tüchtig und mache alles allein, aber ich würde mich so schrecklich gerne jemandem ausliefern. Und das tat nun dieser wildfremde Herr S. mit seinem komplizierten Gesicht, und in einer Woche hatte er schon, trotz allem, Wunder an mir vollbracht.»³⁹

Spier brachte ihr Gymnastik- und Atemübungen bei. Er äußerte «befreiende Worte» über die Depressionen, unter denen sie litt, und über ihr manchmal so getrübtetes Verhältnis zu anderen. Etty merkte schon bald, dass sie jetzt anders lebte, befreiter, fließender. Das Gefühl der *seelischen Verstopfung* verschwand, in ihr kehrten ein wenig mehr Ruhe und Ordnung ein. Sie begriff, dass der Einfluss der «magischen Persönlichkeit» Spiers auf diese Entwicklung noch groß war, ging jedoch davon aus, alles werde «noch psychisch begründet und bewusst gemacht werden».⁴⁰

Gerade in einer Phase, in der die Deutschen die niederländischen Juden immer offensichtlicher verfolgten, entdeckte Etty Hillesum in sich selbst unvermutete Freiheiten. Wo sie im öffentlichen Leben Raum verlor, gewann sie innerlich mit jedem Tag an Boden.

Das war für Etty eine überwältigende Erfahrung. In den vergangenen Jahren war ihre Seele immer wieder überlastet gewesen. Dann hatte sie einen Zusammenbruch gefürchtet, sogar eine Psychose, so wie bei ihren beiden Brüdern.⁴¹ Der jüngere, Mischa, war Anfang 1941 erneut in einer jüdischen Einrichtung für psychisch Erkrankte aufgenommen worden: in der Anstalt Het Apeldoornsche Bosch. Zwei Monate später, als Etty ihr Tagebuch begann, war er immer noch dort.⁴² Wer konnte ihr denn versprechen, dass sie selbst nicht auch irgendwann Ähnliches erlitt?

Bereits in ihrem allerersten kurzen Brief an Spier fasste Etty diese Angst in Worte, die sie schon seit Jahren beherrschte: *«Es war auch plötzlich ein grenzenloses Gefühl der Einsamkeit da, eine Ahnung darüber, daß das Leben so schrecklich schwer ist und daß man alles alleine machen muß und Hilfe von außen gar nicht möglich ist, und Unsicherheit, Angst, alles war da. So ein kleines Stückchen Chaos schaute mich mit einemale tief unten aus der Seele an. Und als ich von Ihnen nach Hause fuhr, hätte ich gern überfahren werden wollen von einem Auto und dachte: Ach ja, ich werde auch wohl verrückt sein sowie meine ganze Familie, ein Gedanke, den ich immer bekomme, wenn ich mich irgendwo verzweifelt fühle.»*⁴³

Doch nun hatte Spier sie an die Hand genommen, und sie erfuhr eine Unterstützung und einen Schutz, wie sie sie nie zuvor erlebt hatte.

«Lieber Himmel, was bin ich früher doch für ein armes Ding gewesen im Vergleich zu jetzt», schrieb sie am 13. März. «Gerade um die

Eisbahn herumgelaufen, voller Lebenskraft und glücklich, ohne Überschwenglichkeit, beinahe sachlich glücklich. [...] Früher fürchtete ich jeden Moment, dass meine Kräfte mich im Stich lassen würden, und dann ließen sie mich natürlich auch im Stich; nun denke ich darüber nicht mehr nach, und die Kräfte erneuern sich für jede kleine Aufgabe, die ich auf mich nehme, wieder von selbst. Es ist eine Art Wunder mit mir geschehen.»⁴⁴

Auf dem Museumplein vor Ettys Zuhause befand sich das Gelände der früheren Eisbahn, die man 1937 an einen anderen Ort verlegt hatte. Wenn ETTY eine Runde um den Platz ging, nannte sie das «een Ijsclubje lopen». Ein beklemmender Gedanke, dass sich dort, wo ETTY sich am 13. März so unglaublich frei und glücklich fühlte, erst am Vortag niederländische und deutsche Nationalsozialisten versammelt hatten. Ziel der Menge war das Concertgebouw gewesen, schräg gegenüber von Ettys Haus, wo Reichskommissar Arthur Seyss-Inquart um vier Uhr nachmittags eine Rede hielt.

Seyss-Inquart, der hochrangigste Deutsche in den Niederlanden, hatte zunächst versucht, das niederländische «Herrenvolk» mit relativ sanfter Hand für die nationalsozialistische Sache zu gewinnen. Doch nach dem Februarstreik, den er den Juden anlastete, wurde er in Sprache und Auftreten härter.

«Die Juden sind für den Nationalsozialismus und das nationalsozialistische Reich der Feind», deklamierte er unumwunden im Concertgebouw. «Wir werden die Juden schlagen, wo wir sie treffen, und wer mit ihnen geht, hat die Folgen zu tragen. Der Führer hat erklärt, dass die Juden in Europa ihre Rolle ausgespielt haben, und daher haben sie ihre Rolle ausgespielt.»⁴⁵

ETTY schrieb nichts über die Kundgebung oder die versammelte Menge, die sie vom Fenster ihres Zimmers aus möglicherweise gesehen hatte. Am Nachmittag des 12. März, einem Mittwoch, besuchte sie Spier, und danach machte sie mit ihm einen Spaziergang in der Sonne entlang der Stadionkade, die damals noch am Stadtrand lag. Die beiden sprachen über den weiblichen Orgasmus.

«Hören Sie mal, wissen Sie denn eigentlich, was der Kitzler ist?», hatte Spier gefragt.

«Ja», erwiderte Etty gelassen.

«Es gibt viele Frauen, die das gar nicht wissen.»

«Ja, das ist eine sehr traurige Sache», gab sie zurück.⁴⁶

Erst ein paar Tage später erwähnt Etty in ihrem Tagebuch zum ersten Mal die deutsche Besatzung. Einen Tag zuvor hatte sie zusammen mit S. einige Anmerkungen durchgelesen, die ein Patient für ihn zu Papier gebracht hatte. Spier hatte gesagt, wenn es nur einen Menschen gäbe, der es wert sei, «Mensch» zu heißen, wäre das schon genügend, um an den Menschen, an die Menschheit zu glauben.⁴⁷ Dieser Gedanke bewegte Etty so sehr, dass sie in einer spontanen Gefühlsaufwallung die Arme um Spier schlang.

«Das ist das Problem unserer Zeit», schrieb sie an jenem Samstagmorgen, dem 15. März 1941, um halb zehn. «Der große Hass gegen die Deutschen, der das eigene Gemüt vergiftet. «Lasst sie alle nur ersaufen! Gesindel! Vergasen muss man sie!» Diese Äußerungen gehören zur täglichen Konversation und geben einem manchmal das Gefühl, dass es nicht mehr möglich ist, in dieser Zeit zu leben. Bis auf einmal vor einigen Wochen plötzlich der erlösende Gedanke kam, der wie ein zögernder junger Grashalm in einer Einöde mit lauter Unkraut emporschoss: Und wenn auch nur noch ein einziger anständiger Deutscher existierte, dann wäre dieser es wert, in Schutz genommen zu werden gegen die ganze barbarische Horde, und wegen dieses einen anständigen Deutschen sollte man dann nicht seinen Hass über ein ganzes Volk ausgießen dürfen.»⁴⁸

Hass, das war eine Krankheit der eigenen Seele. Gehörte nicht zu ihrem Charakter.⁴⁹

Bereits auf den ersten Seiten ihres Tagebuchs fasste Etty die Geisteshaltung in Worte, die letzten Endes ihr Schicksal bestimmen sollte.



Im Leben vieler Menschen gibt es einen Kipppunkt. Einen Punkt, an dem sich alles so umwälzend verändert, dass man von diesem Moment an von einem «Davor» und einem «Danach» sprechen kann. Für Etty stellte die Begegnung mit Spier die große Wende dar. Sie wurde als

Mensch wiedergeboren, und sie erlebte ihre so lange und so heftig herbeigesehnte Entwicklung zur Schriftstellerin.

Schrieb ETTY auch aus diesem Grund so auffallend wenig über alles, was sie vor dem 3. Februar 1941 erlebt hatte? Häufig scheint es, als gehe sie völlig in ihrem neuen Selbst auf – und als werde sie lieber nicht mehr an ihr altes Ich erinnert. Während des Schreibens machte sie ständig einen Unterschied zwischen «früher» – ihrem Leben vor SPIER – und «jetzt», als wollte sie betonen, dass sie wirklich ein anderer Mensch geworden war.

Trotzdem war dieser Wiedergeburt ein ganzes Leben vorausgegangen. Und in diesem Leben hatten auch ihre Eltern mit ihrer eigenen Geschichte ihre Spuren hinterlassen.

Das alles begann sogar schon vor der Geburt, in der Gebärmutter, hatte SPIER in ETTYS Händen zu erkennen gemeint. «Während der Schwangerschaft hat das Objekt eine psychische Belastung durch bestimmte Erlebnisse der Mutter erfahren. Diese Belastung hat sich beim Objekt in der Kindheit und Jugend fortgesetzt.»⁵⁰

Die Russin RIVA BERNSTEIN hatte tatsächlich einiges erlebt.

2. Russisches Zigeunermädchen

Riva Bernstein war laut ihrer Tochter vom Essen besessen.

«Komm, iss noch was. Du hast noch nicht genug gegessen. Wie mager du geworden bist.»¹

Als sie noch zu Hause in Deventer wohnte, besuchte Etty Hillesum einmal mit ihrer Mutter ein Hausfrauenfest. Von einem Theaterbalkon aus sah sie zu, wie ihre Mutter in einem blauen Spitzenkleid an einem langen Tisch «inmitten vieler Hausfrauen» Suppe aß. Gierig und voller Hingabe. Etty schaute auf sie herunter, und der Anblick setzte ihr sehr zu.

«Sie stieß mich ab, so wie sie da saß, und gleichzeitig hatte ich wahnsinnig Mitleid mit ihr. Ich kann es gar nicht erklären. In dieser Gier steckte eine Art Angst, sie könnte im Leben ein wenig zu kurz kommen. Etwas schrecklich Bedauernswertes und gleichzeitig etwas tierisch Abstoßendes war an ihr.»²

Diese Szene ist bezeichnend für die Beziehung zwischen Etty Hillesum und ihrer Mutter. Etty ärgerte sich häufig über ihre hektische, emotionale, übermäßig präsente russische Mama. Gleichzeitig empfand sie Mitleid und Mitgefühl, und oft hatte sie Angst, vielleicht doch besonders ihrer Mutter zu ähneln.

«Ich glaube, dass ich immer Angst habe, so zu werden wie meine Mutter: Zeitweise voller Enthusiasmus und Leben und Interesse und ansonsten zehre ich mich selbst auf, plage mich mit der Müdigkeit ab und kann ihr nicht entkommen.»³

Ettys Freundinnen erkannten ganz eindeutig, dass sich Mutter und Tochter ähnelten. «Ich mochte diese Mutter besonders gern, denn durch sie gewann ich die Erkenntnis über den russischen Geist, den ich immer in Etty gesehen habe», erklärte Ettys spätere Freundin Hanneke Starreveld. «Dieses Spontane, dass man alles tut, was einem die Gefühle eingeben, und dass man das auch zum Ausdruck bringt, ohne Rücksicht

auf den Effekt. In der Art und Weise, wie Etty mit Freundschaften umging, erkannte ich eine sehr starke Verwandtschaft mit ihrer Mutter. Das Verhältnis zwischen den beiden war schwierig – gerade weil Etty viele problematische Eigenschaften ihrer selbst in ihrer Mutter projiziert sah.»⁴

Es fällt auf, dass sich Etty Hillesum – zumindest in ihrem Tagebuch – nie fragte, *warum* ihre Mutter geworden war, wie sie war. Etty waren Russland und die russische Sprache äußerst wichtig. Trotzdem erzählte sie nie etwas über den Hintergrund ihrer Mutter, ihre russischen Angehörigen, Riva Bernsteins Leben, *bevor* sie ihre Mutter wurde. Als wollte sie nichts von dieser belasteten russischen Geschichte wissen. Und das, obwohl diese Vergangenheit auch sie selbst geformt hatte.

Spier nannte Etty ein «*russisches Zigeunermädchen*».⁵ Auch andere Freunde fanden sie «typisch russisch». Aber was bedeutete es, dass Etty Halbrussin war und aus diesem Grund sowohl eine slawische als auch eine holländische Seele in sich vereinte?

Manchmal scheint es, als hätte Etty Hillesum ihre russische Seite vernachlässigt, und zwar als Folge der Distanz, die sie ihrer Mutter gegenüber empfand. In einem Tagebucheintrag über die vermeintliche «Volksseele» von Westlern und Russen im Hinblick auf das Leidensvermögen ordnete sie sich selbst mit Nachdruck der westlichen Seite zu: «Und ich fragte mich auf einmal: Ist das nicht der Unterschied zwischen den Russen und uns Menschen im Westen? Der Russe erträgt Dinge bis zum Ende und schultert das volle Gewicht der Emotionen und leidet zutiefst. Wir hingegen hören auf halbem Wege auf, etwas zu ertragen, und befreien uns durch Worte, Beobachtungen, Philosophien, theoretische Abhandlungen, was immer wir wollen. Inmitten des Erlebens von Emotionen hören wir auf und können sie nicht länger ertragen und erdulden, unser Verstand eilt uns zu Hilfe, nimmt uns die Lasten ab und stellt seine Theorien auf.»⁶

Etty fühlte sich in erster Linie als Niederländerin. Doch sie trug auch eine russische Geschichte in sich. Eine jüdisch-russische Familiengeschichte der Verfolgung und Unterdrückung.

Riva Bernstein war eine Geflüchtete. Etty wusste von den Pogromen in Russland; im Bekanntenkreis der Familie Hillesum wurde

darüber immer wieder gesprochen.⁷ Sie war mit der Bedrohung aufgewachsen, die ihre Mutter erfahren hatte, mit dem Schicksalsgedanken, dass das jüdische Volk dazu verdammt sei, verfolgt zu werden, und aus diesem Grund seit vielen Jahrhunderten ständig habe flüchten müssen.

Um dieses Lebensgefühl in Worte zu fassen, sprach Etty von «meinen Urinstinkten als einer vom Untergang bedrohten Jüdin».⁸

Später sollte sie eine starke Schicksalsverbundenheit mit dem jüdischen Volk empfinden. Die Basis dieses Gefühls lag zu einem großen Teil im Hintergrund und in den Erfahrungen ihrer Mutter.

Aber was war Riva Bernsteins Geschichte?



Etty Hillesums Mutter war eine Dame mit Courage und einer gewissen Klasse. Das fiel unmittelbar auf, als sie sich am 18. Februar 1907 bei der Polizei in Amsterdam als Ausländerin meldete.

Es begann schon damit, dass sie allein erschien – ganz sicher ungewöhnlich für eine fünfundzwanzigjährige Frau aus Russland. Fast alle Frauen aus Osteuropa, die ins Ausländerregister eingetragen wurden, waren mit ihrem Mann eingereist.⁹ Wie es aussah, machten sich die Russen sowieso nicht gern ohne andere Familienmitglieder auf den Weg. Trotzdem hatte sich diese Riva Bernstein allein auf die lange Reise begeben, und das auch noch mitten im russischen Winter.

Es war Ettys Bruder Jaap, der später erzählte, die Mutter habe sich als Soldat verkleidet, weil sie befürchtete, sonst nicht sicher zu sein.¹⁰ Die tagelange Zugfahrt, unter anderem mit den Stationen Warschau und Berlin, barg damals tatsächlich gewisse Risiken. Auch die niederländischen Zeitungen berichteten darüber. Russische Flüchtlinge wurden unterwegs Opfer von «Beschimpfungen, Spott und Betrügereien» oder Schlimmerem. Vor allem alleinreisenden Frauen drohe Gefahr, berichtete das *Nieuw Israëlietisch Weekblad*.¹¹

Als Mann hatte sich Riva Bernstein sicherer gefühlt. Mit langem Mantel und großen Stiefeln, die Pelzkappe tief in die Stirn gezogen. Ihrem Sohn zufolge hatte sie sich sogar kahlgeschoren.

Vielleicht war Jaap Hillesums Geschichte ein Märchen. Dann aber

ein *schönes* Märchen: über eine Frau mit größerem Durchsetzungsvermögen, als es ihre Tochter später häufig darstellen sollte.

Auch der Beruf, den Riva Bernstein bei ihrer Eintragung ins Ausländerregister angab, war als etwas Besonderes zu bezeichnen. «Lehrerin der russischen Sprache», ließ sie den Beamten festhalten. Es kam nicht oft vor, dass eine russische Jüdin eine solche Ausbildung genossen hatte. Die meisten waren Näherinnen, verrichteten Haushaltsarbeiten oder gaben an, «ohne Beruf» zu sein.¹²

Von dem diensthabenden Polizeibeamten wurde des Weiteren in sorgfältiger Schulschrift festgehalten, dass Riva Bernstein «israelitischen Glaubens» sei, blaue Augen und dunkelblondes Haar habe – kahlgeschoren war sie bei ihrer Ankunft in den Niederlanden also schon einmal nicht.¹³ Außerdem notierte der Polizist, sie habe ein «volles Gesicht» und eine «gesunde Hautfarbe».

Mit einer Größe von 1,62 Metern konnte man sie nicht als hochgewachsen bezeichnen – das sagt aber wenig über ihre Erscheinung aus. Riva Bernstein war keine Frau, die man ohne Weiteres übersah. Sie besaß eine große Oberweite und einen Blick, der mehrfach als scharf bezeichnet wurde. Manche berichteten, sie sei in jungen Jahren hübsch gewesen, und schrieben ihr sogar eine würdige, majestätische Erscheinung zu.¹⁴

Riva Bernstein, auch Rebecca genannt, wurde am 23. Juni 1881 in der Kleinstadt Potschep geboren, im Distrikt Tschernigow, damals Teil des zaristischen Russland. Sie war die älteste Tochter von Michael Bernstein und Hinde Lipovsky, beide stammten ursprünglich aus der Gegend von Minsk im heutigen Belarus. Michael und Hinde waren bereits um die vierzig, als ihr erstes Kind Riva zur Welt kam, was für damalige Verhältnisse alt war für ein jüdisches Ehepaar. Die meisten jüdischen Familien waren bedeutend jünger und auch größer. Nach Riva bekamen die Bernsteins im Jahr 1882 noch einen Sohn, Jacob.

Ausgerechnet in Rivas erstem Lebensjahr wurden die russischen Juden Opfer einer bisher ungekannten Welle der Gewalt. Am 13. März 1881 wurde Zar Alexander II. während eines Austritts in Petersburg ermordet. Die Bombe hatten nihilistische Revolutionäre geworfen – es waren jedoch vor allem die Juden, die dafür büßen mussten. Der Sohn und

Nachfolger des ermordeten Zaren, Alexander III., beschuldigte die Juden linker, antimonarchistischer Sympathien. Auf diese Weise, so behauptete er, wollten sie die autokratische Gewalt des Zaren unterminieren. Überall, wo Juden lebten, fanden Pogrome statt; in mindestens 166 großen und kleinen Städten wurden Häuser in Brand gesteckt, Läden geplündert und jüdische Bürger ermordet. Auch in Potschep mussten die jüdischen Einwohner bezahlen. Im Jahr 1882 brannten dort etwa 100 jüdische Häuser nieder, und auf dem großen Marktplatz vor der orthodoxen Kirche gingen bestimmt 120 Stände jüdischer Kaufleute in Flammen auf.¹⁵

Die Familie Bernstein beschloss, ihr Heil anderswo zu suchen, und zog in den kleineren, nördlicher gelegenen Ort Surasch. Von alters her war es Juden in Russland lediglich zugestanden, im sogenannten Siedlungsgebiet zu leben: Das umfasste große Teile des heutigen Litauen, Belarus, Polen und Moldawien, der Ukraine und Teile Westrusslands. Ende des 19. Jahrhunderts lebten gut fünf Millionen Juden dort – damals die größte jüdische Gemeinschaft der Welt.

Die Juden in Russland wurden ausgegrenzt, und das schon seit vielen hundert Jahren. Sie durften zahlreiche Berufe nicht ausüben, keine hohen militärischen Ämter bekleiden, und eine Anstellung beim Staat kam schon gar nicht infrage. Außerdem durften sie sich nicht auf dem Land niederlassen oder eigenes Land besitzen. Die meisten russischen Juden wohnten in «Schtetln», Provinzorten mit einer überwiegend jüdischen Bevölkerung.

Der kleine Ort, in dem Riva Bernstein aufwuchs, Surasch, war so ein typisch russisches Schtetl. Bei der großen Volkszählung von 1897 stellte sich heraus, dass 59,9 Prozent der Einwohner Juden waren. Viele jüdische Männer in Surasch arbeiteten als Schneider oder Metallarbeiter oder trieben Handel; sie verkauften Getreide und andere landwirtschaftliche Produkte, Textilien oder Leder.¹⁶ Welchen Beruf Rivas Vater Michael Bernstein ausübte, ist nicht bekannt,¹⁷ doch ihr Bruder Jacob wurde Diamantenschleifer und nannte sich später auch «Kommissionär für Diamanten».¹⁸ Es liegt nahe, dass er das Handwerk des Diamantenschleifers von seinem Vater erlernte.

In Surasch lebte die Familie Bernstein jahrelang relativ ruhig und in

relativem Wohlstand. Riva Bernstein wurde Russischlehrerin, hatte also wenigstens eine weiterführende Bildung genossen. Das war für eine junge Jüdin Ende des 19. Jahrhunderts in Russland alles andere als selbstverständlich. In jüdisch-orthodoxen Kreisen ermutigte man nur die Jungen zum Studium, die Mädchen waren für die Mutterschaft vorherbestimmt. Offensichtlich waren Rivas Eltern liberal genug, um darüber anders zu denken. Hinzu kam, dass es für jüdische Schulkinder in Russland – Mädchen wie Jungen – grundsätzlich sehr schwierig war, bis in die Sekundar- und Hochschulbildung vorzudringen. Eine der vielen antijüdischen Maßnahmen Zar Alexanders III. bestand 1881 in der Einrichtung eines Numerus clausus für Juden, was bedeutete, dass keine Bildungsanstalt mehr als zehn Prozent Jüdinnen und Juden aufnehmen durfte.

Riva Bernstein muss sich durchgekämpft haben, und das mit der völligen Rückendeckung ihrer Eltern, denn diesen gelang es, sie auf einem Mädchengymnasium unterzubringen und ihr eine private Schulbildung zu ermöglichen. In Surasch wurden bei der Zählung von 1897 – Riva war damals gerade sechzehn geworden – genau achtzehn jüdische Lehrkräfte erfasst. Und zu denen gehörte damals noch keine einzige Frau.¹⁹

«Mevrouw Hillesum war auch äußerst gebildet», berichtete eine Freundin der Familie Hillesum.²⁰ Diese so deutlich entwickelte Eigenschaft nahmen andere nur selten wahr. Als russische Frau in der niederländischen Provinz wurde Riva später häufig zur Zielscheibe von Klatsch und Spott. Mevrouw Hillesum war exzentrisch, erzählte man sich flüsternd, sie trug für Holland untypische große Umschlagtücher und Capes und sprach ein seltsames Niederländisch. Dass sie hochgebildet und darüber hinaus sehr musikalisch war, erkannten bei Weitem nicht alle.

Die Familie Bernstein wohnte in Surasch in der Gartenstraße, der Sadowaja Ulitsa.²¹ Dabei handelte es sich um eine lange, schmale und unbefestigte Straße, auf der im Winter ständig Wagen im Schlamm oder Schnee steckenblieben. Zu beiden Seiten befanden sich niedrige, von großen Grundstücken umgebene Holzhäuser. Gemüsegärten, Hühnerställe, das Krähen eines Hahns und der Geruch nach Holzfeuer – große Teile von Surasch besaßen noch einen ländlichen Charakter. Von der

Sadowaja Ulitsa aus erreichte man zu Fuß innerhalb von zehn Minuten den Fluss Iput, der quer durch den Ort verlief und genau im Zentrum eine scharfe Biegung beschrieb. An den schattigen Ufern konnte man fischen und Picknicks abhalten.

Riva Bernstein war 24 Jahre alt, als die russischen Juden erneut Opfer entsetzlicher Geschehnisse wurden. Das Land befand sich in jenem Jahr am Rand eines Bürgerkrieges. Am 9. Januar 1905 hatte Zar Nikolaus II. eine friedliche Demonstration für mehr Bürgerrechte auf brutale Weise niederschlagen lassen. Nach diesem Blutbad war sein Volk zum ersten Mal seit Jahrhunderten in Aufstand geraten. Großflächige Arbeiterstreiks und Studentenproteste brachten das öffentliche Leben zum Erliegen; Bauern plünderten die Landgüter ihrer Herren und ließen mehr als dreitausend Landsitze in Flammen aufgehen. Polizei und Armee konnten das Chaos kaum mehr unter Kontrolle halten.

Erst im Oktober 1905 stimmte der Zar endlich zu, dem Volk mehr Bürgerrechte zu gewähren. Das Oktobermanifest leitete allerdings auch eine neue Welle der Gewalt ein, diesmal von ganz rechts. Nun, da der Zar den Forderungen der Revolutionäre zuzustimmen schien, fühlten sich fanatische Anhänger der Autokratie zur Unterstützung des Bestrebens berufen, die Macht des Zaren wiederherzustellen. Sie wandten sich zunächst gegen «Intellektuelle und Juden», die sie verdächtigten, die linke Revolution angestiftet zu haben.

Die rechtsextremen Monarchisten vereinigten sich zu den sogenannten Schwarzen Hundertschaften: zu Schlägertrupps, die unter dem Schutz des Zaren und der Polizei auch Überfälle auf Juden initiierten. In der Phase zwischen Oktober 1905 bis September 1906 gab es im Siedlungsgebiet mindestens 657 Pogrome. Der weitaus größte Teil davon fand im Süden statt, und von diesen südlichen Distrikten wurde gerade die Provinz Tschernikow, in der die Familie Bernstein wohnte, mit insgesamt 251 Pogromen am schwersten getroffen.²² Die Gewalt nahm häufig ungekannte Ausmaße an. In dieser Zeit gab es mehr als dreitausend Tote, mindestens zweitausend Menschen wurden verletzt, und nach dem Ende der Pogrome lagen ganze jüdische Wohngebiete in Schutt und Asche.²³

Das Pogrom, das am 6. November 1905 durch Surasch raste, war

schlimm genug, dass ihm die niederländischen Zeitungen Aufmerksamkeit schenkten, zum Beispiel das *Algemeen Handelsblad*. Surasch wurde zusammen mit einer ganzen Reihe von Orten genannt, die unter der Judenverfolgung gelitten hatten. «Die unglaublich traurigen Szenen, die sich am 7. November während des Begräbnisses von 412 ermordeten Juden abgespielt haben, sind unbeschreiblich», meldete die Zeitung. «Zahlreiche Frauen fielen in Ohnmacht, ein Jammern und Wehklagen erfüllte die Luft. Alle jüdischen Geschäfte und viele christliche Häuser waren geschlossen. Die Leichen der Studenten wurden von den Juden begraben. Auf den Gräbern legte man Kränze mit der Aufschrift «Märtyrer des Glaubens», «Opfer der Autokratie» und «Kämpfer für die Freiheit» nieder. Die Identität von 245 Toten ließ sich nicht feststellen, weil die Gesichter durch die Säbelhiebe bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden waren.»²⁴

Die Familie Bernstein sah nur einen einzigen Ausweg: Russland so schnell wie möglich zu verlassen. Damit waren die Bernsteins nicht allein. Zwischen 1880 und 1920 kehrten mindestens zwei Millionen russische Juden dem Zarenreich den Rücken. Die Pogrome nahmen sie oft zum Anlass, doch viele hatten außerdem ökonomische Beweggründe. Bei den Bernsteins wird auch eine Rolle gespielt haben, dass Amsterdam im Jahr 1907 noch eine wichtige Stadt für den weltweiten Diamantenhandel war. Dort boten sich ihnen mehr Chancen als in Surasch, wo viele Leute wegen der politischen Unruhen andere Dinge im Kopf hatten, als sich Juwelen zu kaufen.

Häufig gab es in den Familien russischer Emigranten ein Mitglied, das vorangegangen war und den anderen den Weg bereitete. So auch bei den Bernsteins: In Amsterdam wohnte eine Großtante von Riva Bernstein, Paulina Eidinow-Lewis.²⁵ Sie stammte ursprünglich aus demselben kleinen Ort wie Rivas Vater, aus Kopyl, und war bereits im Jahr 1895 mit ihrem Ehemann Mendel Eidinow, einem einflussreichen Diamantenhändler aus Moskau,²⁶ in die Niederlande gegangen.²⁷ Riva Bernstein bedeuteten Paulina und Mendel Eidinow als Familienmitglieder viel; das lässt sich unter anderem an der Tatsache erkennen, dass Mendel später bei der Hochzeit mit Louis Hillesum ihr Trauzeuge werden sollte.²⁸ Sie waren ihr russischer Anker in einer fernen, unbekanntem Welt.

Anfang 1907 wagte Riva den Sprung. Als erstes Mitglied der Familie Bernstein zog sie nach Amsterdam. Drei Monate später kam Rivas Bruder Jacob dort an; er ließ sich am 13. Mai 1907 ins Ausländerregister eintragen. Die Erfassung von Michael und Hinde Bernstein erfolgte einen Monat später, am 10. Juni. Die Bernsteins zogen gemeinsam bei der Familie Montanjees in der Tweede Jan Steenstraat 21 ein, einer portugiesisch-jüdischen Familie, die auch in der Diamantenbranche tätig war.

Meistens verstanden sich diese sephardischen Juden, die von alters her aus Spanien und Portugal kamen, und die aschkenasischen Juden aus Osteuropa nicht besonders gut.²⁹ Riva Bernsteins einflussreicher Großonkel Mendel Eidinow hat hier wohl als Bindeglied fungiert. Der fromme Eidinow kannte über die Schul an der Swammerdamstraat, der er angehörte, die litauisch-jüdische Familie Person, die in der Tweede Jan Steenstraat 21 im zweiten Stock wohnte, bevor Riva Bernstein und ihre Familie dort einzogen. Außerdem hatten sowohl Eidinow als auch die Familie Montanjees geschäftlich mit Diamanten zu tun, mit deren Veredelung und Handel.

Aus der Gartenstraße in Surasch landete Riva Bernstein in einer Obergeschosswohnung im Viertel De Pijp. Russland hatte sie für immer hinter sich gelassen. Aber ihre Erinnerungen und Ängste nahm sie mit, wie die immer kleiner werdenden Püppchen, die sich in einer russischen Matroschka verbergen.



Eine der wichtigsten Lektionen, die Ety Hillesum in dieser ersten Therapiephase von Spier erhielt, bestand darin, keine Forderungen mehr an ihre Eltern zu stellen. *Keine Ansprüche an die Eltern*. Sie musste lernen, ihre Eltern als Menschen mit einem eigenen, in sich geschlossenen Schicksal zu sehen; dieses eigene Schicksal trugen sie selbst.³⁰

Für Ety war das eine befreiende Erkenntnis. Viel zu lange hatte sie sich vor allem von ihrer Mutter abgegrenzt. «Ich verspüre einen Widerstand gegen meine Mutter, der noch immer nicht gebrochen wurde, und deshalb mache ich Dinge, die ich an ihr verabscheue, genau gleich

wie sie.»³¹ Höchste Zeit, dass sie sich löste, ihren eigenen Weg fand und begann, auf ihre innere Stärke zu vertrauen.

Um seinen Patienten beizubringen, dass sie häufig stärker waren, als sie selbst glaubten, hatte Spier eine ziemlich unorthodoxe Behandlungsmethode entwickelt. Er führte nicht nur intensive Gespräche, sondern forderte vor allem Frauen, die bei ihm in Therapie waren, auch zu einem physischen Kräfteressen heraus. *Körper und Seele sind eins*, lautete seine Überzeugung.³²

Als Ety zum ersten Mal mit Julius Spier rang, verpasste sie ihm eine blutige Lippe. Noch nie zuvor war Spier von einer Frau zu Boden geworfen worden. Ety war über ihre Stärke selbst erstaunt: «All meine innere Spannung, meine zusammengeballte Kraft» brachen hervor.

Sie durfte Spiers blutige Lippe mit Kölnischwasser betupfen. Dann wurde weitergerungen. Kurz darauf lag sie «gezähmt» unter ihm. Spier blieb «sachlich», doch Ety überließ sich ganz kurz der Anziehungskraft, die von seinem großen Körper ausging.³³

Aus heutiger Perspektive ist das natürlich völlig inakzeptabel. Wie konnte Spier seine weiblichen Patienten zu einem gemeinsamen Ringen verführen, bei dem Therapeut und Hilfesuchende nicht selten aufeinander saßen oder in den Armen des anderen landeten?

Auch Ety war nicht immer von der Unschuld von Spiers Absichten überzeugt. Als sie ein weiteres Mal mit Spier rang, lag er irgendwann auf ihr und stöhnte, wenn auch nur kurz, und dann vollführte er die «ältesten Zuckungen der Welt».³⁴ «Eine schöne Art und Weise, Patienten zu behandeln», sagte sich Ety damals, «so hast du auch selbst noch Spaß daran und du wirst auch noch obendrein dafür bezahlt, wenn auch nicht üppig.»

Gleichzeitig erregten sie Spiers Berührungen. «Die Art und Weise, auf die seine Hände während dieses Kampfes nach mir griffen, die Art, wie er in mein Ohr biss und mit seiner großen Hand mein Gesicht während dieses Ringens umfasste, das alles machte mich total verrückt, ich spürte etwas von dem erfahrenen und faszinierenden Liebhaber, der sich hinter all diesen Gebärden verbarg.»³⁵ Das Ganze war ziemlich verwirrend. Einerseits fand Ety es «äußerst gemein» und hatte den Eindruck, dass Spier die Situation ausnutzte. Andererseits konnte sie

gerade nach einem solchen Ringkampf sehr vertraulich mit Spier werden, wie mit einem Freund, den sie schon sehr lange kannte.³⁶ Außerdem war für sie die Entdeckung, dass sie körperlich so stark sein konnte, eine Befreiung.³⁷

Etty war alles andere als sportlich. In Gymnastik hatte sie auf dem Gymnasium immer ein dickes Ungenügend kassiert. «*Objekt tut nichts für ihren Körper*», hatte Spier schon bei der ersten Handanalyse festgestellt.³⁸ Nur das Geistige zählte für Etty, und während der langen Stunden an ihrem Schreibtisch neigte sie dazu, ihren Körper zu vergessen. Das galt fast buchstäblich; Freunde berichteten, dass sie nicht immer gut roch. Etty Hillesum betrachtete ihren Körper – wenn es nicht gerade um Erotik ging – vor allem als etwas Lästiges. Genau wie ihre Mutter, die mit zahlreichen körperlichen Beschwerden zu kämpfen hatte, wurde Etty häufig von Kopfschmerzen, Magenschmerzen, Müdigkeit und Menstruationsbeschwerden gequält. Spier machte ihr begreiflich, dass nicht nur ihr Geist, sondern auch ihr Körper Aufmerksamkeit und eine gewisse Pflege nötig hatte, wenn sie stärker werden wollte. Auf seinen Rat hin absolvierte Etty deswegen jeden Morgen Gymnastik- und Atemübungen, und sie wusch sich von Kopf bis Fuß mit kaltem Wasser.³⁹

In den ersten Wochen ihrer Freundschaft mit Spier sah sich Etty auf diese Weise einem Wechselbad der Gefühle ausgesetzt. Im einen Augenblick hatte sie die wildesten erotischen Fantasien über diesen neuen Freund in ihrem Leben, im nächsten schimpfte sie «wie ein Rohrspatz» mit sich selbst, wenn seine Stimme am Telefon ihren Körper in Erregung versetzte. Sie war doch kein hysterischer Backfisch mehr? In einem solchen Moment verstand sie die Mönche, «die sich selbst geißeln, um das sündige Fleisch zu zügeln». Immer wieder musste sie sich Spiers Anziehungskraft widersetzen. Sie wollte sich nicht in ihn verlieben. Oder besser gesagt: Sie fand, sie *dürfe* sich nicht in ihn verlieben. Gleichzeitig spielte sie das schon so oft gespielte Spiel: selbstbewusst und auffällig befreit für eine Frau ihrer Zeit. Ihre erotische Neugierde hatte sich schon immer auf mehr als einen Mann gerichtet.

Streng redete sie sich selbst auf dem Papier zu: «Du hast dich dein Leben lang schon so daran gewöhnt, in deiner Fantasie Männer zu dir

zu holen, und zwar auf die unverschämteste Art und Weise, sodass dies zu einer Gewohnheit geworden ist, bei der es schwierig ist, sie so plötzlich aufzugeben.» Sie quälte sich selbst, indem sie ständig an Spier dachte – gleichzeitig wusste sie jedoch, was dahinterstand. Mit einer erbarmungslosen Ehrlichkeit entwirrte sie ihre eigenen Gefühle: «Die Tatsache, dass er im Begriff ist, eine Beziehung mit dir einzugehen, macht ihn für dich noch anziehender, er ist jetzt in deine Reichweite gelangt, es schmeichelt deiner Eitelkeit doch auch ein bisschen und dann kommt auch noch das gewöhnliche, sehr weltliche ›Habgierige‹ dazu: Das kann ich jetzt alles haben, diesen Mund, diese Hände, die Augen, und sag mal ehrlich, dieses Papier wird das Geheimnis bewahren, auch das Gefühl: Es wäre eine Sünde, dies alles auszuschlagen, später werde ich es bereuen, ich werde wahrscheinlich nie wieder einem solchen Mann begegnen.»⁴⁰

Ihrerseits stellte Etty für Spier ebenfalls eine «Aufgabe» dar. Er konnte sehr gut mit Frauen umgehen und hatte schon immer viele Freundinnen gehabt, die seine Gesellschaft als angenehm empfanden, weil er charmant, fröhlich, warm, herzlich und jovial war und aufrichtig mit anderen fühlte. In Deutschland war Spier mit der Nichtjüdin Hedel Rocco verheiratet gewesen; mit ihr hatte er zwei Kinder, Ruth und Wolfgang. Diese Ehe hatte im Jahr 1935 in einer Scheidung geendet – unter anderem, weil Hedel Spier-Rocco die freizügige Art ihres Mannes im Umgang mit Frauen nicht länger tolerierte. Seiner Tochter zufolge hatte Spier während seiner Ehe einige ernsthafte Verhältnisse gehabt. So war er um 1932 «wahnsinnig» in die bildhübsche junge Sängerin Vilma Fichtmüller verliebt gewesen, die er bei der Entwicklung ihrer Karriere unterstützte. Julius Spier hatte darin keinen Grund gesehen, seine Ehe zu beenden, doch Hedel Rocco setzte die Scheidung durch.⁴¹

Danach hatte Spier ein Verhältnis mit einer seiner Chiologieschülerinnen begonnen: mit der 29 Jahre jüngeren Klavierlehrerin Hertha Levi, einer Jüdin. Im Jahr 1938 war es ihr gelungen, nach England zu emigrieren, und seitdem lebten die Geliebten getrennt, «voller Sehnsucht, einsam und nur aneinander denkend», wie es Spier in einem Brief an Hertha Levi ausdrückte.⁴²

Nach einem Besuch Spiers bei seiner Geliebten in England im Jahr

1939 hatten die beiden Heiratspläne geschmiedet. Spier hoffte, die Zustimmung dafür zu erhalten, seine Verlobte in die Niederlande zu holen, wo sie ihm als Assistentin bei seiner Arbeit würde behilflich sein können. Außerdem zog er in Erwägung, sich irgendwann mit ihr im sichereren London niederzulassen. Hertha dürfe sich durch die Ehe auf keinen Fall an ihn gebunden fühlen, hatte er ihr geschrieben: Wenn der Krieg vorbei wäre, könnte sie wieder ihre eigenen Wege gehen, wenn sie das wünschte. Spier begriff sehr gut, dass sie mit ihren 23 Jahren eigentlich viel zu jung für ihn war.

Anfangs schien seine Verlobte Hertha gegenüber dem Plan einer Trauung per Stellvertreter in England durchaus aufgeschlossen. Aber als sie schließlich in der niederländischen Botschaft in London ihre Unterschrift leisten sollte, «verweigerte ihr der eigene Arm den Gehorsam». Es ging einfach nicht; ihre Hand war wie gelähmt. Sie verließ das Gebäude, blieb noch eine halbe Stunde verzweifelt auf der Schwelle sitzen und ging dann nach Hause.⁴³

Spier war entsetzlich enttäuscht. Trotzdem konnten die Geliebten nicht voneinander lassen. Sie schrieben einander fast täglich, verzweifelt darüber, dass die Post so häufig ihrer Aufgabe nicht nachkam, und Spier war – so sagte er – Hertha bestimmt zwei Jahre lang treu geblieben.⁴⁴ Nach Jahren des Fremdgehens hatte er mit 52 beschlossen, nun wirklich sein Treuegelöbnis wahrzumachen. Spier bezeichnete Hertha als seine «auf ihn wartende Verlobte».

Etty vertrat die Ansicht, sie müsse diese Treue respektieren. Außerdem hatte sie selbst ebenfalls eine Beziehung. Nach jedem Ringkampf mit Spier radelte sie zurück zu «Pa Han», dem Witwer, der seit Jahren ihr Geliebter war – auch wenn nur wenige Menschen davon wussten.

«Für mich war er *Mijnbeer* Wegerif», berichtete ein Studienfreund später. Es wäre ihm nie in den Sinn gekommen, Etty könnte auch mit diesem älteren Herrn ein Verhältnis haben. «Dass er es noch tat, überhaupt noch dazu in der Lage war!»⁴⁵

Offiziell wohnte Etty als *femme d'honneur* bei Han Wegerif, was bedeutete, dass sie einige kleinere Tätigkeiten im Haushalt erledigte und dafür Kost und Logis erhielt. Nicht lange vor Ettys Einzug hatte Han seine Ehefrau Willy verloren, eine entfernte Cousine und eine unglaub-

lich liebe und hingebungsvolle Frau.⁴⁶ Als Kameraden und leidenschaftliche Sozialdemokraten hatten sie sich zusammen ihr ganzes Leben lang für die Sociaal-Democratische Arbeiderspartij (SDAP) und ihre sozialistischen Ideale eingesetzt. Von ihren vier Kindern lebte bei Etty Hillesums Einzug nur das jüngste, der Nachzügler Hans, noch zu Hause.

Viele von Ettys Freundinnen waren von Pa Han ganz hingerissen: ein schlanker, hochgewachsener und in jeder Hinsicht manierlicher Mann mit grauem Haar und forschendem Blick. Die Freundinnen äußerten sich positiv über die Ruhe, die er ausstrahlte, über seine Weisheit und seinen trockenen Humor. Han Wegerif hatte immer als Buchhalter gearbeitet, vor allem für die Gewerkschaft. Dadurch wirkte er ein wenig verstaubt, doch hinter dem ordentlichen Herrn im Anzug verbarg sich ein emanzipierter Mann, ein Freigeist in seinem Denken, der nicht vorschnell urteilte und anderen ihre Freiheit gönnte.

«Ich bewundere Vater so sehr», schrieb seine ältere Tochter Ella einmal an ihren Verlobten. «Vater ist so durch und durch gut, so großzügig und tolerant. Vater hat uns *noch nie* irgendetwas aufgezwungen, auch nicht zu unserem sogenannten Besten. Stattdessen hat er uns *alles* ermöglicht.»⁴⁷

Für Etty Hillesum war Pa Han der Mann, der ihr ein Zuhause geschenkt hatte. Einen Zufluchtsort, an dem sie in aller Ruhe wohnen, arbeiten und sie selbst sein konnte – quasi alles, was ihre eigenen Eltern ihr nicht hatten bieten können. Dass sie auch gern mit Han schlief, hielt sie vor ihren Freunden geheim. Sie würden es nicht verstehen, vermutete sie. Etty konnte Geheimnisse gut für sich behalten und sprach nicht gern darüber, was in ihrem tiefsten Inneren vor sich ging. Nur bei Han konnte sie ganz offen sein.

«Du sprichst zu viel über dich selbst», beschwerte der sich eines Tages.

«Aber nur mit ihm, mit anderen dafür zu wenig», schrieb Etty danach in ihr Tagebuch.⁴⁸

Etty erzählte Pa Han auch viel über ihren neuen Therapeuten Spier und den «Spier-Club», Spiers Freundinnen und Schülerinnen, die sehr rasch auch zu ihren Freundinnen wurden. Pa Han stand dem Ganzen offen gegenüber und lud Spier und den Freundinnenclub später regel-

mäßig zu sich nach Hause ein. Doch auch hier zeigte sich, dass Etty sehr gut schweigen konnte. Sie erzählte Pa Han nie, dass sie sich auch sehr nach Spier als Mann sehnte, oder davon, wie sie sich mehr oder weniger therapeutisch auf dem Boden herumwälzten. Spier hingegen wusste genau über die Beziehung zwischen Etty und Han Bescheid.⁴⁹

Wirklich schuldig fühlte sich Etty nicht. Sie hielt sich an dem Gedanken fest, dass sie Spiers Treuegelöbnis respektieren würde – so würde sie auch sich selbst treu bleiben können. Sie würde Han in ihrem Leben «nicht missen wollen». Und darum musste sie die Finger von Spier lassen: «Ein Mensch muss nicht alles haben wollen, auch dann nicht, wenn er es bekommen kann. Wenn ich das wirklich bewältigen kann, dann werde ich viel stärker mit beiden Beinen im Leben stehen, dann werde ich vielleicht zum ersten Mal in meinem Leben wirklich etwas erreicht haben.»⁵⁰

Aber ob ihr das auch gelingen würde?

Spier forderte sie genauso heraus. «Es ist doch eigentlich ein Skandal, solche Dinge angezogen zu machen», sagte er einmal, als sie einander auf dem Boden in den Armen lagen.⁵¹

Etty schwelgte in Fantasien darüber, wie sie demnächst zu S. gehen und mit großer Entschiedenheit sagen würde: «Ich will, dass Sie Ihrer Freundin treu sind.» Und wenn sie dann einmal diese starken Worte ausgesprochen hätte, so stellte sie sich vor, wollte sie gern seinen Mund küssen, jedes einzelne Fleckchen seines Mundes, ruhig und ohne Leidenschaft, als Beweis ihrer großen, wachsenden Freundschaft – und nicht mehr.

Ganz und gar traute sie sich selbst aber nicht. «O Gott, gib mir Kraft, standhaft zu bleiben.»⁵²



Was das Körperliche betraf, waren da die Zweifel, die Verwirrung. Doch geistig gab sich Etty in diesen ersten Monaten ganz und gar Herrn Spier hin, den sie lange Zeit nicht anders als mit «Sie» ansprechen sollte. Es schien, als gäbe es für sie nichts anderes mehr als diesen weisen, gutmütigen Lehrmeister, bei dem sie intuitiv spürte, dass er ihr Antworten

auf die Fragen und Probleme geben konnte, die sie schon seit Jahren quälten.

In ihrem Leben fehlte das Gleichgewicht völlig. Phasen intensiven, fast exaltierten Lebens wechselten sich mit Zeiten der Nüchternheit und der tiefschwarzen Depression ab. Ihre häufig äußerst ehrgeizigen Erwartungen und Träume standen ihr sehr im Weg. Mit diesen Fantasien erschöpfte sie sich selbst, und die Wirklichkeit stand dazu in einem extremen Kontrast. Immer wieder kam es vor, dass sie von dem ganzen Grübeln und Fantasieren zu müde war, als dass es möglich gewesen wäre, wirklich zu leben oder konzentriert zu arbeiten. Dann musste sie sich ausruhen, einen Mittagsschlaf halten, Aspirin schlucken, weinen, die Enttäuschung verarbeiten. Spier brachte ihr bei, mehr im Augenblick zu leben. Loslassen, sich in Disziplin üben und nicht länger vor sich selbst weglaufen. Augenscheinlich einfache Lektionen, mit einem Wert für alle Menschen und zu allen Zeiten – für Ety Hillesum jedoch eine Entdeckung und eine Herausforderung zugleich.

«Wenn ich früher an meinem Schreibtisch saß, war ich von einer Unruhe erfüllt, dass ich draußen irgendwo im Leben etwas verpassen würde. Und deshalb konnte ich mich nie gut auf mein Studium konzentrieren. Und wenn ich im «wirklichen» Leben unter den Menschen war, sehnte ich mich immer wieder niedergeschlagen nach diesem Schreibtisch und war unter den Menschen auch nicht wirklich fröhlich. Und diese künstliche Trennung von Studium und «wirklichem Leben» ist jetzt aufgehoben. An meinem Schreibtisch «lebe» ich jetzt wirklich. Das Studium ist zu einem wirklichen «Erleben» geworden, und es ist nicht mehr etwas, das nur meinen Kopf allein etwas angeht. An meinem Schreibtisch bin ich ganz und gar vom Leben durchflutet, und im «Leben» trage ich die innere Ruhe und die erworbene Ausgeglichenheit mit mir herum. Früher musste ich mich immer wieder aus der Außenwelt zurückziehen, weil die vielen Eindrücke mich verwirrten und unglücklich machten. Und dann musste ich in ein ruhiges Zimmer flüchten. Jetzt trage ich dieses «ruhige Zimmer» sozusagen immer mit mir herum, und ich kann mich immer dorthin zurückziehen, ob ich nun in einer vollen Straßenbahn sitze oder einen ausgiebigen Bummel mache.»⁵³

Auch im Hinblick auf das Schreiben hatte sich Ety bis zu diesem

Zeitpunkt auf fürchterliche Weise selbst im Weg gestanden. Schon seit Jahren jagten die Sätze, Geschichten und Stimmungen durch ihren Kopf, doch das Niederschreiben wollte ihr nicht gelingen. Was da auf dem Papier landete, hatte sofort vollkommen zu sein; die Worte mussten sich mit all ihren genialen Einfällen messen können. Die «alltägliche Arbeit daran» wollte sie jedoch nicht leisten.

Eine unmögliche Erwartung, das sah sie selbst ein: «In fast ekstatischen Momenten halte ich mich für zu weiß was imstande, um anschließend wieder in die tiefste Grube der Unsicherheit einzusinken. Das rührt daher, dass ich nicht täglich und regelmäßig an demjenigen arbeite, von dem ich denke, dass darin meine Begabung liegt: dem Schreiben.»⁵⁴

Spiers Ratschlag, ETTY solle ein Tagebuch führen, machte diesem ständigen Hin und Her ein Ende. Sie betrachtete ihr Tagebuch ausdrücklich als «Schmierheft» – das Ganze *brauchte* noch gar nicht perfekt zu sein. Zum ersten Mal traute sie sich, die Worte frei aus sich herausströmen zu lassen und im Schreiben nach ihrem eigenen Stil und ihrer eigenen Stimme zu suchen. Stundenlang konnte sie nun dasitzen und schreiben. Neben den Gesprächen und den Ringkämpfen war das vielleicht die Tätigkeit mit der heilsamsten Wirkung. Sie hatte nun endlich ein Instrument in den Händen, mit dem sie dem intensiven, oft jedoch auch chaotischen Strom ihrer Gedanken eine Form verleihen konnte. Das Schreiben ermöglichte ihr ein Festhalten der Wirklichkeit, die ihr zuvor viel zu häufig Angst gemacht hatte.

Es ist darum nicht verwunderlich, dass ETTY in dieser ersten Phase so häufig einen Unterschied zwischen «früher» und «jetzt» machte. Sie hatte tatsächlich das Gefühl, als Folge von Spiers Lebenslektionen ein anderer Mensch geworden zu sein. «Früher», so schrieb sie, «hatte ich immer das gehetzte Gefühl, für nichts Zeit zu haben – zumindest keine Zeit für die kleinen Dinge des Lebens, nicht für den Zahnarzt, nicht für den Friseur, nicht, um einmal um den Block zu spazieren, und nicht immer für Freunde. Zumindest Gespräche oder Intermezzi mit Freunden und Bekannten bescherten mir dann stets ein verkrampft und unruhiges Gefühl, dass dabei in gewisser Hinsicht meine kostbare Zeit verloren ging. Und wozu brauchte ich all diese Zeit? Für meine «Arbeit»,

ein sehr mystischer Begriff, denn bei dieser Arbeit kam nicht viel heraus durch diese innere Unruhe und dieses Abgehetztsein.»⁵⁵

Spier brachte ihr bei, dass der «in sich ruhende Mensch» nicht in Zeiteinheiten rechne.⁵⁶ Um innere Ruhe zu gewinnen und gut arbeiten zu können, musste man die Zeit und sich selbst gerade *vergessen*.

Für ETTY war das nicht weniger als eine Offenbarung. «Ich habe nun für alles Zeit und erledige mehr und arbeite intensiver, als ich das jemals getan habe. Dieser S. ist ein kostbarer Mensch, man muss schonend mit ihm umgehen.»⁵⁷



Es war der Morgen des 19. März 1941, ein Mittwoch. ETTY saß an ihrem Schreibtisch in der Gabriël Metsstraat. Sie übertrug einige von Spier erhaltene Notizen in ihr Tagebuch.⁵⁸ Es handelte sich um Weisheiten und praktische Lebenslektionen, die Schülerinnen und Schüler von Spier während seiner «Psychochirologie»-Stunden mitgeschrieben hatten. Spier hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, seine erworbenen Einsichten in Handlesekunde und Psychologie mit ihnen zu teilen. Oft waren sie außerdem bei ihm in Therapie. Auch ETTY sollte häufig an diesen Stunden teilnehmen.

«Das Folgende schreibe ich ab, weil ich hier alles, um das es eigentlich geht, so hervorragend und in gedrängter Form formuliert vorfinde», hielt sie fest. Es betraf einen Absatz, in dem Spier seine Sichtweise auf das problematische Verhältnis zwischen Eltern und Kindern darlegte. Ganz und gar auf Deutsch; Niederländisch sprach er kaum.

Insgesamt lief es bei Spiers Worten darauf hinaus, dass ein Kind mit beiden Eltern verbunden war und darum durchmachen musste, was die Eltern selbst in ihrem Leben nicht ausgetragen hatten. Die Aufgabe des Kindes bestand darin, sich von diesem Einfluss zu befreien und zu lernen, auf eigenen Füßen zu stehen. Nur so konnte es geistige Selbstständigkeit erlangen. Einfach war das nicht. Die Loslösung glich einer zweiten Geburt, die mit großen Kämpfen und Schwierigkeiten einherging. Auch galt es häufig, Schuldgefühle zu überwinden. Ein Kind sah seine Eltern meist nur so, wie sie waren, sich benahmen, doch wenn es

wirklich erwachsen werden wollte, musste es auch begreifen lernen, warum die Eltern so geworden waren.⁵⁹

Wichtige Worte für ETTY. Es kam darauf an, analysierte sie für sich, «innerlich seine Eltern zu lieben. Das heißt, all die Schwierigkeiten, die sie dir – allein schon durch ihre Existenz – bereitet haben, zu verzeihen: die Bindung, die Abneigung, die Belastung deines eigenen, bereits schon so schweren Lebens durch ihr eigenes kompliziertes Leben.»⁶⁰ Wo viele Kinder in ihren frühen Lebensjahren zu wenig Bewegungsfreiheit gehabt hatten, hatten sie und ihre Brüder davon zu viel gehabt. Ihre Eltern, so überlegte ETTY, waren von der Komplexität des Lebens so überwältigt gewesen, dass sie nie klare Entscheidungen hatten treffen können. Sie vermochten in keiner Weise Halt zu bieten, weil sie selbst nie Halt gefunden hatten, und zur Formung ihrer Kinder konnten sie nur wenig beitragen, weil sie selbst nie eine Form gefunden hatten. «Und stets aufs Neue und immer deutlicher erkenne ich unsere Aufgabe: ihren armen, umherschweifenden, nicht zu einer Form und nicht zur Ruhe gelangten Talenten die Gelegenheit zu bieten, sich in uns zu entwickeln und zu reifen und ihre Form zu finden.»⁶¹

Riva Bernstein war aus der Verankerung gerissen worden, weit weggetrieben von der vertrauten Welt ihrer Jugend. Und das galt eigentlich in gleichem Maße für ETTYS Vater, Louis Hillesum aus Amsterdam.

3. Mein auserwählter Blutkreislauf

Ihr «vadertje» nannte Etty Louis Hillesum. Sie konnte ihn mit zärtlichem Blick betrachten. Vielleicht weil ihr Vater, trotz seiner Haltung und Gelehrtheit, auch immer etwas Hilfloses an sich hatte, etwas Verlorenes. Im Tagebuch entwarf Etty ein berührendes Bild von ihm, als sie beschrieb, wie er an einem winterlich kalten Tag mit einem Ei bei ihr erschienen war: «Ich muss auf einmal an meinen lieben Vater denken, der mir da klein und gebückt mit einem zerknitterten unpraktischen Filzhut und mit einem schwarz-weiß karierten Jungsschal vor ein paar Tagen ein Ei, sage und schreibe ein Ei, und etwas Butter in einem Papier vorbeibrachte, um danach mit noch einem Ei und einem Klümpchen Butter und noch einem Brötchen mit Räucherfleisch zu Mischa weiterzuspazieren.»¹

Anderen gegenüber konnte Louis Hillesum reserviert sein, auch aus einer gewissen Schüchternheit heraus. Doch für seine Kinder tat er alles.

Etty erkannte vieles von sich selbst in ihrem Vater wieder. Sie hatte von ihm ihren enormen Lesehunger geerbt und war in seinem Studierzimmer aufgewachsen. Dort erstreckten sich die Bücherstapel bis hoch oben an die Wände. Genau wie Louis Hillesum war Etty vor allem auf Betrachtungen ausgerichtet; sie urteilte nicht schnell und hatte ein starkes Bedürfnis, alles, was sie nicht verstand, erst zu studieren und zu ergründen. Sie teilte Louis Hillesums Sinn für trockenen Humor, wie er vielleicht typisch für Amsterdam ist. Und genauso wie ihr Vater hegte Etty eine tiefe Abneigung gegen Pauschalisierungen.

Gleichzeitig hatte Etty manchmal Mühe mit der häufig gelassenen und ergebenen Haltung ihres Vaters. «Ogge nebbich», meinte Louis Hillesum dann seufzend: Leider, bedauerlicherweise ist das so, schade aber auch! Louis Hillesums Lieblingsmotto war «der Dämpfer meiner ganzen Jugend», schrieb Etty.²

Sie hatte keinen Vater gehabt, bei dem sie sich hätte anlehnen können, der ihr Schutz geboten hätte. Ogge nebbich – es war, wie es war.



Etty Hillesums Vater wurde als Levie geboren, nannte sich allerdings später Louis.³ Diese französische Form klang weltlicher und vor allem: neutraler. Louis Hillesum wurde nicht gern auf seine jüdische Abstammung angesprochen. Er lehnte es auch prinzipiell ab, Menschen nach ihrer religiösen Überzeugung zu kategorisieren.⁴ Lieber war es ihm, als freisinniger Geist bekannt zu sein: als Mann, der eine Distanz zu seinem jüdisch-orthodoxen Hintergrund geschaffen hatte und sich bevorzugt durch die Klassiker leiten ließ, deren Weisheiten er mühelos zitieren konnte.

Trotzdem stellt sich die Frage, ob in Louis nicht auch immer ein Levie verborgen geblieben war. Denn obwohl andere Hillesums sein Haus mieden, weil es dort nicht besonders koscher zuging: Von der jüdischen Religion an sich – als unerschöpflicher Quelle von Geschichten, Wissen und Werten – hatte er sich nie abgewandt. Noch bis mindestens 1941 gehörten Louis Hillesum und seine Frau Riva der jüdischen Gemeinde in Deventer an, und sie bezahlten in dieser Zeit die Gebühr für einen Platz in der Synagoge und auf dem Friedhof.⁵

Als Levie wuchs er in der Sint Antoniesbreestraat 31 in Amsterdam auf, mitten in dem Stadtteil, der damals noch «Jodenhoek» genannt wurde. Sein Vater, Jacob Samuel Hillesum, führte dort ein Friseurgeschäft mit angeschlossener Pension, fast ausschließlich für «Glaubensgenossen». In einer Anzeige im *Nieuw Israëlietisch Weekblad* vom 4. Mai 1883 versprach Vater Hillesum dem «reisenden Publikum» eine «ordentliche und prompte Bedienung, zu besseren Preisen als alle Konkurrenten». Außerdem konnte er ein Familienapartment zur Verfügung stellen und er erklärte, ein fleißiges Dienstmädchen beschäftigen zu wollen.

Jacob Samuel Hillesum war als Mittelständler relativ gut positioniert, mit Sicherheit im Vergleich zu den vielen Hausierern und Arbeitern ohne feste Anstellung, die das Judenviertel bevölkerten. Wenn der junge Levie seine Straße in Richtung Waterlooplein verließ und weiter-

ging, zu den ehemaligen Inseln Uilenburg, Marken und Rapenburg, landete er in kleinen Straßen und Gassen, zu denen die Sonne kaum durchdrang und wo die Menschen äußerst beengt in als Wohnkasernen dienenden Lagerhäusern lebten. Die Bevölkerungsdichte im Jodenhoek war siebenmal so hoch wie anderswo in der Stadt, und das Leben spielte sich zu einem großen Teil auf der Straße ab. Die Zustände in den stickigen, viel zu kleinen Wohnungen waren häufig erbärmlich. Manchmal hausten dort mehr als zehn Menschen in einem einzigen Zimmer, ohne anständige Küche oder Toilette. Eine Kanalisation gab es nicht – am Abend stellte man den Behälter mit Fäkalien nach draußen, und der wurde von einem eigens dafür vorgesehenen Wagen der städtischen Reinigung abgeholt. Es wimmelte nur so von Ungeziefer, ansteckende Krankheiten breiteten sich schnell aus, und die Kindersterblichkeit war hoch.⁶

Auch die Hillesums verloren Kinder. Der 1880 geborene Levie war das siebte Kind von Jacob Samuel Hillesum und seiner Frau Esther Loeza. Zwei seiner älteren Brüder waren schon in jungen Jahren verstorben: Meijer, geboren 1874, wurde nicht älter als drei Jahre, und Samuel Eliazer, geboren 1878, erlebte seinen zweiten Geburtstag nicht. Auch das Mädchen, das nach Levie zur Welt kam, starb früh: Naatje war bei ihrem Tod 1883 noch kein Jahr alt.⁷ Im Jodenhoek lagen Tod, Krankheit und Armut immer dicht beieinander.

Das Viertel besaß eine ganz eigene Atmosphäre und eine eigene Sprache; für viele Bewohner stellte es ein Ghetto dar, das man selten oder nie verließ. Auch für den jungen Levie war ein Leben außerhalb dieser Welt lange Zeit unvorstellbar. Levies Großvater, Samuel Meijer Hillesum, stammte aus dem Bussenschuthofje, einem schäbigen, der Rapenburgerstraat zugewandten Teil, in dem die Allerärmsten des jüdischen Proletariats lebten. Samuel Meijer Hillesum hatte immer als Hausierer gearbeitet; was das Berufliche betraf, hatte Levies Vater Jacob Samuel also ganz offensichtlich etwas erreichen können. Er bewohnte mit seiner Familie ein ganzes Gebäude in der Sint Antoniesbreestraat, und die vielen Anzeigen, die er über die Jahre im *Nieuw Israëlietisch Weekblad* schaltete, legen Zeugnis davon ab, dass er sich gut zu vermarkten wusste. Außerdem spielte Ettys Amsterdamer Großvater

eine aktive Rolle in der jüdischen Gemeinschaft. Regelmäßig stellte er Räumlichkeiten für «Vorstandssitzungen, allgemeine Versammlungen und Übungen» zur Verfügung. Und wenn Karten für festliche Zusammenkünfte der Godsdienstige Vereniging zu verkaufen waren, konnte man sich immer an Hillesum in der Sint Antoniesbreestraat wenden.⁸



Als ihren «auserwählten Blutkreislauf» bezeichnete Etty Hillesum ihr Jüdischsein ironisch. In diesem ersten Kriegsjahr schien sie sich nur wenig der Gefahr bewusst zu sein, die ihre Abstammung mit sich brachte. Sie setzte sich auch trotz ihrer weit zurückreichenden jüdischen Wurzeln kaum mit ihrer Religion auseinander. Wie so viele säkularisierte niederländische Juden besuchte Etty die Synagoge nicht mehr und hatte sich von den jüdischen Ritualen losgesagt, die sie aus ihrer Jugend durchaus kannte – die Hühnersuppe ihrer Mutter am Freitag liebte sie allerdings immer noch.

Es waren die Deutschen, die Etty Hillesum ihre jüdische Identität erneut ins Bewusstsein riefen. Am 10. Januar 1941 hatte die Besatzungsmacht in der sogenannten «Verordnung 6» bestimmt, dass alle, die ganz oder teilweise «jüdischen Blutes» waren, sich dementsprechend registrieren lassen mussten. Auch Etty erhielt einen solchen Aufruf. Am 19. März suchte sie deshalb eine Grundschule in ihrem Viertel auf. Sie sah darin nichts Schlimmes und schien nur ein sehr gering ausgeprägtes Bewusstsein dafür zu besitzen, was diese Anmeldung für sie persönlich bedeuten konnte. Schließlich stellte sie einen ersten, aber durchaus entscheidenden Schritt im von den Nazis geplanten Gesamtprozess der Registrierung, Isolierung und schließlich der Deportation und Vernichtung dar.⁹

«Gerade meinen auserwählten Blutkreislauf gemeldet», notierte Etty nach der Registrierung in ihrem Tagebuch. «Das holländische Volk ist mir sehr teuer.»¹⁰

In humoristischem Ton beschrieb sie das Erlebte. Die niederländischen Beamten da am Tisch im Klassenzimmer behandelten die «merkwürdige Angelegenheit» mit Distinguiertheit, Verständnis und zivili-

siertem Humor. «Von diesen Menschen mit ihren Amtsgesichtern ging kein Mitleid oder Empörung, sondern eine besondere Sanftheit und Menschlichkeit aus.» Als hätte sie das Wartezimmer eines Arztes betreten: Kein lautes Wort wurde gesprochen, alles lief gleichermaßen geräuschlos und höflich ab. Was sie vor allem betroffen machte, war «die Affektlosigkeit, mit der diese paar Holländer diesem Stückchen Judentum gegenüberstanden».

Eine Dame erkundigte sich: «Müssen Kinder unter 15 Jahren auch gemeldet werden?»

Daraufhin sagte einer der Männer: «Gnädige Frau, auch wenn sie nur eine Stunde alt sind.»

«In Holland kann man wirklich leben», schloss Etty ihren Bericht, mit einem Augenzwinkern in Richtung des berühmten Gedichts von Slauerhoff, einem ihrer Helden aus den Dreißigerjahren.¹¹

Das «Anmeldeformular VO 6/1941», das Etty Hillesum ausfüllen musste, bestand aus zehn wiederum in Teilfragen unterteilten Fragenkatalogen. Neben Namen, Geburtsdatum und aktueller Adresse musste sie ihren Beruf angeben und ob sie am 9. Mai 1940 zu einer «jüdisch-kirchlichen Gemeinde» gehört hatte.¹² Die letzte Frage wird sie wohl mit «Nein» beantwortet haben, denn als Etty 1932 zum Studium aus Deventer nach Amsterdam zog, hatte sie sich bei der dortigen jüdischen Gemeinde abgemeldet.¹³ «Austragung wegen Umzugs nach Amsterdam», stand auf der Mitgliedschaftskarte der Familie. Bei einer jüdischen Gemeinde in Amsterdam hatte sie sich nie eingetragen. Fünf Tage nach der Anmeldung als Jüdin, am 24. März 1941, stellte man Etty Hillesum nämlich dieselbe Frage, als sie als jüdische Studentin um die Erlaubnis bat, sich an der Universität Leiden für das Studienjahr 1941/42 zu immatrikulieren, um sich auf ihr Kandidaats-Examen der Slawischen Sprachen und Literatur vorbereiten zu können. In der Kategorie «Religionszugehörigkeit» trug sie klar und deutlich ein: «Keine.»¹⁴

Die Frage Nummer 9 war für die Nationalsozialisten am wichtigsten. Wie viele «jüdische Großeltern»? Die Antwort musste man in Buchstaben eintragen – damit es keine Irrtümer durch unleserliche Zahlen gab.

Vier, trug Etty wahrheitsgemäß ein.

Damit war ihr Schicksal besiegelt. Sie war «Volljüdin». Keine «Vierteljüdin», keine «Halbjüdin», sondern ganz und gar Jüdin. Nachdem sie genau einen Gulden Verwaltungskosten bezahlt hatte, erhielt Etty eine vorläufige Anmeldebescheinigung und durfte die Schule wieder verlassen.

Am 1. Oktober 1941 wurde durch die Reichsinspektion des Melderegisters eine Übersicht aller Anmeldungen erstellt. Fast alle niederländischen Juden hatten sich ordnungsgemäß registrieren lassen. Wer das nicht tat, riskierte eine Gefängnisstrafe von fünf Jahren. Und was soll's, dachten die meisten, ihre Abstammung war doch auch im Einwohnermeldeamt der Gemeinde erfasst?

Wie sich herausstellte, gab es in den Niederlanden exakt 140 001 «Volljuden» und 20 885 «Viertel-» und «Halbjuden». Die Stadt Amsterdam, wo der weitaus größte Teil der niederländischen Juden wohnte, schickte 85 516 Anmeldeformulare ein; etwa 80 000 Personen waren als «Volljuden» zu betrachten.¹⁵ Das entsprach etwa zehn Prozent der Gesamteinwohnerzahl Amsterdams.

Die zuständigen Beamten arbeiteten sehr hart, um die Registrierung vor dem angestrebten Datum abzuschließen. Der Direktor des Einwohnermeldeamts gab die neuen Daten über alle jüdischen Amsterdamer unaufgefordert an das städtische Wohnungsamt weiter, wo man für jede Straße eine Auswertung vornahm. Das städtische Amt für Statistik fertigte anschließend einen Stadtplan an, auf dem für jedes Viertel mit Punkten dargestellt wurde, wie viele Juden dort wohnten. «Ein Punkt = zehn Juden», gab die Legende Auskunft. Das alte Judenviertel von Etty Hillesums Vater und das Viertel Transvaalbuurt wurden durch die vielen Punkte mehr oder weniger völlig schwarz.¹⁶



In Louis Hillesums Elternhaus in der Sint Antoniesbreestraat herrschten immer Leben und Lärm. Es kamen Friseurkunden, inländische und ausländische Pensionsgäste, Mieter, Glaubensgenossen. Aber das Haus barg auch ein Geheimnis. Darüber sprach man damals nur hinter vorgehaltener Hand, oder man verschwieg es lieber gleich.

Levies ältere Schwester Grietje litt an einer unbekanntem psychischen Erkrankung, die sich etwa zu ihrem 18. Geburtstag zum ersten Mal manifestierte. Im November 1887 musste sie in eine Anstalt eingewiesen werden. Levie selbst war damals sieben Jahre alt. In den Jahren 1890, 1891 und 1894 erfolgten weitere Einweisungen.¹⁷

Levie war damals noch ein kleiner Junge. Innerhalb von sieben Jahren erlebte er viermal mit, wie seine Schwester ganz offensichtlich so sehr von Wahnideen beherrscht wurde, dass man sie unmöglich länger zu Hause behalten konnte. Grietje kam ins Nederlandsch-Israëlitisch Krankzinnigengesticht, eine Anstalt für Juden mit psychischen Erkrankungen in der Nieuwe Keizersgracht, zehn Minuten vom Wohnhaus der Familie Hillesum entfernt.¹⁸

In dieser städtischen Anstalt war es eng und laut. Die Frauen konnten dort nicht viel mehr tun als ein wenig zu stricken, zu nähen oder kleinere Hausarbeiten zu verrichten. Zumindest konnten sie das, wenn sie dazu imstande waren und nicht so «unruhig», dass sie zur «Pflege im Bett» gezwungen und fixiert wurden.¹⁹

Grietje war nicht das einzige Mitglied der Familie Hillesum, das hin und wieder eine solche Krise erlebte. Auch bei einigen Cousins und Cousinen von Louis sollte es in späteren Jahren zu ähnlichen Vorfällen kommen.²⁰

Allem Anschein nach gab es in der Familie eine erbliche Belastung, und diese psychische Anfälligkeit wurde wohl an die nächsten Generationen weitergegeben.

«Es schwirren viel zu gefährliche Krankheitserreger in meiner vorbelasteten Familie herum», schrieb Ety – damit meinte sie also nicht nur ihre Brüder.²¹

Louis Hillesum sollte sich immer um seine Schwester Grietje kümmern, die auch gute Phasen hatte, in denen sie in verschiedenen Haushalten als Dienstmädchen arbeitete. Er war bereits Lehrer in den klassischen Sprachen und hieß «Louis», als er Grietje sogar eine Zeit lang bei sich aufnahm, damit sie seiner schwangeren Frau Riva im Haushalt half. Aber auch damals ging es schief. Bereits nach einem Monat war die Situation untragbar geworden, und man musste die inzwischen sechsundvierzigjährige Grietje in das Amsterdamer Krankzinnigen-

gesticht bringen.²² Sie sollte die Einrichtung bis zu ihrem Tod nicht mehr verlassen.

Etty war zwei Jahre alt, als ihre psychisch kranke Tante durchs Haus irrte und schließlich abgeholt werden musste.



Als Kind wurde Levie Hillesum von einer schweren Erkrankung der Augen getroffen. Wie man ihm später per Attest bescheinigte, litt er an «Keratokonjunktivitis» – einer Entzündung der Horn- und der Bindehaut –, und wegen einer Entzündung der Iris, einer «Iridozyklitis», kam es zu Komplikationen.²³ Wahrscheinlich waren diese Leiden die Folge der ansteckenden Augenkrankheit Trachom, mit der viele Kinder im Judenviertel zu kämpfen hatten.²⁴ Seine Sehkraft wurde dadurch stark beeinträchtigt, und das sollte ihn sein ganzes Leben lang sehr behindern. Wegen dieses «körperlichen Gebrechens» stellte man ihn 1899 vom Militärdienst frei.²⁵

So gerne hätte der musikalische Levie Geige gespielt, aber seine schlechten Augen hielten ihn davon ab.²⁶ Mit elf Jahren erhielt er ein Stipendium für das Nederlands-Israëlitisch Seminarium in der Rapenburgerstraat. Viele andere Möglichkeiten des sozialen Aufstiegs boten sich einem intelligenten Mittelstandsjungen aus dem Jodenhoek damals nicht. Levie lernte auffallend schnell, und im August 1900 erhielt er den «Hoogste Rang» im Examen für Religionslehrer.²⁷

Einer Karriere als Rabbiner schien eigentlich nichts mehr im Wege zu stehen. «Ganz eindeutig ein jüdischer Gelehrter», so wurde er von dem Historiker Jaap Meijer – Vater des Journalisten und Moderators Ischa Meijer – umschrieben, der mit der Familie entfernt bekannt gewesen war und Louis Hillesum später eine Studie widmete.²⁸

Doch Levie Hillesum entschied sich anders. Während der sorgfältigen Vorbereitung auf das Rabbinat kam er um die Jahrhundertwende mit der Literatur der Antike in Berührung. Für die Ausbildung zum Rabbiner war nämlich zusätzlich eine akademische Ausbildung Pflicht, in der Regel ein Kandidaats-Examen in klassischen Sprachen an der Universität. Während seines Studiums an der Universiteit van Amster-

dam wurde Levie so sehr von den Werken der antiken Literatur in den Bann gezogen, dass er mehr und mehr zu der Überzeugung gelangte, lieber Altphilologe als Rabbiner werden zu wollen. Dabei spielte auch eine Rolle, dass er als Altphilologe ganz einfach bessere Karriereperspektiven hatte. Wie andere seiner Generation aus dem Jodenhoek war Levie ein «Aufstrebender»: ein Junge, der sich durch Intelligenz und höhere Bildung von seinem sozialen Hintergrund befreite.²⁹ Man kann davon ausgehen, dass er schon damals hoffte, als Altphilologe in einem Lehrberuf arbeiten zu können; damals *der* Arbeitsbereich für talentierte Jungen aus den unteren Schichten, von dem aus es ihnen gelang, beruflich aufzusteigen, ein festes Einkommen zu erhalten und sich in weiten Kreisen der Gesellschaft Ansehen zu erwerben.

Diese Entscheidung sollte das Leben von Etty Hillesums Vater in hohem Maße beeinflussen. Er löste sich aus dem traditionellen jüdischen Milieu seiner Jugend, nahm Abstand von religiösen Ambitionen und entschied sich für eine säkulare Karriere in der gymnasialen Lehre. Damit betrat er eine Welt, die ihm von Grund auf wesensfremd war und in der er sich immer wieder beweisen musste, mit allen dazugehörigen Unsicherheiten und Spannungen.

Im Jahr 1902 bestand Levie Hillesum sein Kandidaats-Examen und machte 1905 sein Doctoraal in klassischen Sprachen, beides cum laude. Wiederum drei Jahre später, 1908, promovierte er zu einem sprachwissenschaftlichen Thema, ebenfalls cum laude. In seiner Dissertation erwähnte Levie Hillesum kein einziges Mal die Jahre am Nederlands-Israëlitisch Seminarium.³⁰ Als spielte seine religiöse Bildung wirklich keine Rolle mehr. Seit August 1905 wohnte er zusammen mit seinem vier Jahre älteren Bruder Salomon – der auch das Seminar besucht hatte – in der Nieuwe Herengracht 205. Nicht sehr weit von der Sint Antoniesbreestraat entfernt, aber eindeutig gehobener, am äußersten Rand des Judenviertels. Ein idealer Ort für weitere Karriereschritte.

Ganz eindeutig war er auf dem Weg, Levie hinter sich zu lassen und zu Louis zu werden.



Nach seiner Promotion zog «Dr. L. Hillesum» in die Grensstraat 28 – in die Nähe der Weesperzijde und der Transvaalbuurt. Diese Gegenden waren unter assimilierten Juden als Wohnviertel beliebt; die Häuser boten dort oft einen höheren Standard und mehr Platz als die im Jodenhoek. Im Amsterdamer Adressbuch steht Louis Hillesum in diesen Jahren als «Lehrer für klassische Sprachen». Die Stellen für solche Lehrer – die schließlich nur an Gymnasien unterrichten konnten – waren allerdings dünn gesät. In den gesamten Niederlanden gab es damals nur etwa vierzig Gymnasien; häufig handelte es sich außerdem um kleine Schulen mit relativ wenigen Schülern.³¹ Wer dort unterrichten wollte, musste bereit sein, in eine ganz andere Ecke des Landes umzuziehen. Eine Karriere als Lehrer bedeutete: Häufig an einem neuen Ort eine neue Stelle antreten, weiter und weiter Dienstjahre sammeln, nach einem immer höheren Jahresgehalt streben und als Krönung hoffentlich die Chance auf eine Stelle als Konrektor oder Rektor erhalten.³²

Louis Hillesum begann seine Karriere als Privatlehrer und Repetitor für das Staatsexamen – für viele seines Fachs das Sprungbrett zu einer Anstellung an einer Schule. Was Bewerbungen betraf, schien er es nicht eilig zu haben.³³ Erst im Jahr 1911 ging er plötzlich aktiv auf die Suche nach einer richtigen Anstellung. Es gelang ihm, befristet am Stedelijk Gymnasium in Amsterdam unterzukommen. Nur für einen Monat, vom 1. September bis zum 1. Oktober, doch das machte dem inzwischen einunddreißigjährigen Louis ganz offensichtlich nichts aus.

Er war jetzt doch in Eile. Eine Frau war in sein Leben getreten. Eine Frau aus Surasch, für die er ziemlich intensive Gefühle entwickelt hatte. Wenn er an der Straßenbahnhaltestelle auf sie wartete, sagte er leise seine ersten Worte auf Russisch vor sich hin.³⁴



Wer um die Jahrhundertwende durch Amsterdam spazierte, konnte überall das Klopfen und Schlagen von Hämmern und Rammpfählen hören. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts schien die Stadt noch in Lethargie und Verfall zu versinken. Auf dem Rembrandtplein war es so ruhig, dass man Hühner frei herumlaufen lassen konnte. Doch Ende des

neunzehnten und Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts sprudelte die Stadt nur so über vor Dynamik und Lebendigkeit. Amsterdam bekam sein Rijksmuseum (1885), sein Concertgebouw (1888) und seinen Hauptbahnhof (1889). Neue Viertel für gewöhnliche Leute – das Viertel De Pijp (auch «YY»), wo zum Beispiel Riva Bernstein landete – wurden förmlich aus dem Boden gestampft. Die Bevölkerung wuchs schnell: Im Jahr 1900 hatte die Stadt über eine halbe Million Einwohner, und die Straßen wurden immer voller. Man sah Pferdekutschen, Handkarren, Lastenräder und die erste elektrische Straßenbahn, die im *Algemeen Handelsblad* als «Bett auf Rädern» bezeichnet wurde, «mit der Geschwindigkeit eines Pferdes in gemäßigtem Trab».

In der Stadt gab es eine kleine Gemeinschaft jüdischer Immigranten aus Russland. Sie ließen sich unter anderem in der Manegestraat nieder, die deshalb auch «Russenstraatje» genannt wurde. Zwischen diesen «Ostjuden» und den Amsterdamer Juden lief es nicht besonders gut; oft begegnete man einander mit Misstrauen und Rivalität. Ziemlich viele junge russische Juden konnten sich später erinnern, als Kinder in Amsterdam gehänselt worden zu sein. «Ihr dreckigen Stinkerussen, geht doch zurück in euer Land!», beschimpfte man sie.³⁵ Die Ostjuden waren durchweg weniger assimiliert als die niederländischen Juden, und ihren Bräuchen begegnete man mit Argwohn. Außerdem hatten die Holländer Angst vor Konkurrenz: Kamen da auch nicht zu viele Flüchtlinge, und mit welchen Folgen? «Sie [die Juden aus dem Osten] hatten nichts zu bieten», schrieb Abel J. Herzberg in seinen *Briefen eines Juden an seinen Enkel*. «Fremde, von denen nicht zu erwarten ist, dass sie heute oder morgen wieder weiterziehen, sind nie und nirgends bei irgendjemandem beliebt.»³⁶

Die Flüchtlingsunterkunft Hachnasat Orchim («Gastfreundschaft») im Stadtteil Weesperzijde war vor allem darauf ausgerichtet, die Ostjuden so schnell wie möglich weiterzuschicken, erinnerte sich ein Amsterdamer. «Dort bekamen sie etwas zu essen, konnten in Schlafsälen übernachten. Dann gab es ein wenig Geld, man erkundigte sich, wann das nächste Schiff nach Amerika ablegte, und auf diesem Schiff wurden sie so schnell wie möglich untergebracht.»³⁷

Es war also alles andere als selbstverständlich, dass ein ehrgeiziger

junger Jude wie Louis Hillesum mit einer Russin nach Hause kam. Er sah sich mit einigen Vorurteilen konfrontiert und musste viel erklären.

Allerdings sah die Situation in seinem Fall ein wenig anders aus: Seine älteste Schwester Mietje hatte ihm in gewisser Weise den Weg geebnet, denn in ihrem Leben gab es ebenfalls einen russischen Partner. Mietje hatte 1895 Levie Ettingen geheiratet, der ursprünglich aus dem baltischen Krāslava (Kreslau) stammte. Louis und sein Bruder Salomon waren mit ihrem russischen Schwager und dessen Vater Joseph gut befreundet.³⁸ Mit der Welt der Ostjuden und ihren Geschichten waren sie deshalb vertraut.

In der Familie Hillesum gab es noch mehr Verbindungen zu russischen Immigranten. Louis' Cousin ersten Grades, Uri Meijer Hillesum, saß im Rat der russischen Synagoge in der Swammerdamstraat. Uri Meijer, Lehrer am Seminar, gehörte zu den Amsterdamer, denen das Schicksal der russischen Geflüchteten nicht gleichgültig war und die sich auch in der ostjüdischen Schul zu Hause fühlten. Eine kleine Gruppe «Holländer» besuchte die russische Schul regelmäßig und hatte zu diesem Zweck einen eigenen Platz in der Synagoge zur Verfügung gestellt bekommen: die «Hollandse Hoek». Sie fühlten sich von der Intensität der ostjüdischen Gottesdienste und von der Lernkultur angesprochen.³⁹

Wo und wie sich Louis und Riva kennengelernt haben, lässt sich nicht mehr genau nachvollziehen. Aber durch Louis' Cousin Uri Meijer Hillesum bestand eine klar erkennbare Verbindung. In seiner leitenden Position in der russischen Synagoge hatte Uri nämlich regelmäßig Kontakt mit Mendel Eidinow, der wie bereits erwähnt mit Rivas Großtante Paulina Lewis verheiratet war. Mendel wohnte praktisch neben der Schul in der Swammerdamstraat und war Mitglied des Chevre Kadisch der ostjüdischen Gemeinde, was bedeutete, dass er sich um Sterbende und um Beisetzungen kümmerte.⁴⁰

Und das war nicht die einzige Beziehung zwischen den Familien von Louis Hillesum und Riva Bernstein. Wer sich hineinversteift, entdeckt schnell weitere Verbindungslinien: ein sorgfältig gewebtes jüdisches Netzwerk aus russischen und niederländischen Familien, in denen die beiden potenziellen Geliebten einander ganz einfach begegnen konnten.

Auffällig war, dass alle in diesem Netzwerk miteinander verbundenen jüdischen Familien ursprünglich aus der alten polnisch-litauischen Gemeinschaft kamen. Aschkenasische Juden also, die außer Russisch oft litauisches Jiddisch sprachen und meist blondes Haar und blaue Augen hatten – genau wie Riva und ihr Bruder.⁴¹

Louis und Riva bewegten sich beide in einer fast ausschließlich jüdischen Amsterdamer Welt – einer Welt des «Wir bleiben unter uns» und vieler Verbindungen durch Angehörige oder Freunde. Die Frage, wo sie einander zuerst begegnet sind, müsste eigentlich andersherum formuliert werden: Wie hätten die beiden einander *nicht* begegnen sollen?

Jaap Meijer betont in seiner Studie über Louis Hillesum, wie außergewöhnlich es war, dass sich dieser für eine Russin entschied. Meijer kannte keinen anderen jüdischen Gelehrten, der sich zu einem solchen Schritt entschlossen hätte.

«Er liebte diese intelligente, musikalische Frau», schrieb Meijer, «und er sollte ihr – trotz einiger Konflikte – bis in den Untergang treu bleiben.»

Das jedoch stimmte nicht ganz.



Es gelang Riva Bernstein nicht, an ihre Geburtsurkunde in Russland zu kommen, die sie für eine Heirat benötigte. Darum beschloss sie, eine sogenannte eidesstattliche Versicherung erstellen zu lassen. Am 11. Mai 1911 ging sie deshalb mit ihrem Bruder Jacob, ihrem zukünftigen Gatten Louis und dem Vater von dessen russischem Schwager, Joseph Ettingen, zum Amtsrichter.⁴² Die drei Herren erklärten, Riva sei diejenige, für die sie sich ausgab, und zum Preis von 1,20 Gulden war alles geregelt.

Nun fehlte nur noch eine feste Stelle für Louis, ebenso unentbehrlich für eine Ehe.

Während seines Einspringens am Stedelijk Gymnasium bewarb sich Louis Hillesum auf eine freie Stelle in Tiel, wo er als Nummer 2 auf der Liste stand. Er hatte einen guten Eindruck auf den Gymnasialinspektor gemacht, der sich damals sehr engagierte, was Einstellungen betraf.

«Ich habe Hillesum in Amsterdam gehört und war mit ihm zufried-

den», schrieb der Inspektor. Allerdings äußerte er sich erstaunt über die ziemlich «sonderbare» Art und Weise, mit der sich der Lehrer Hillesum vor der Klasse bewegte.

«Ich hatte manchmal Mühe, mir das Lachen zu verkneifen», schrieb er. «Doch zu meinem großen Erstaunen reizte sein Auftreten bei den Schülern der zweiten Klasse niemanden zum Lachen. Dass das auf Dauer auch bei Schülern höherer Klassen so sein wird, bezweifle ich. Er scheint sehr auf eine steife Vornehmheit bedacht.»⁴³

Offensichtlich wollte Louis Hillesum so sehr einen guten und gelehrten Eindruck erwecken, dass er bei dem Versuch, seine Unsicherheit und seinen einfachen Hintergrund zu verbergen, ins Überkompensieren verfiel.

Weil sich Tiel für den ersten Kandidaten entschied, bewarb sich Louis anschließend auf eine Stelle in Middelburg, mehr als 200 Kilometer von Amsterdam entfernt und seinem Empfinden nach ganz ohne Zweifel in der tiefsten Provinz. Das Stedelijk Gymnasium von Middelburg bestand seit 1879, aber offensichtlich hatte es keinen besonders guten Namen, denn für eine noch offene Stelle als Konrektor interessierten sich nur zwei Kandidaten – beide erwiesen sich als nicht geeignet. Die Kuratoren des Gymnasiums entschieden daher, befristet einen Lehrer für klassische Sprachen anzustellen, der die Unterrichtsstunden der vakanten Konrektorenstelle übernehmen sollte.⁴⁴ Diese Vertretung übernahm Louis Hillesum. Am 31. Oktober 1911 erfolgte sein Eintrag ins Einwohnermeldeamt in Middelburg, bei Poortman in der Brakstraat 275.⁴⁵ Riva blieb in Amsterdam, wie es sich für eine unverheiratete Frau gehörte.

Zunächst allein in Middelburg, lief Louis jeden Tag von seiner Pension zum Gymnasium in der Latijnse Schoolstraat. Ein kurzer Spaziergang von zehn Minuten, quer durch das mittelalterliche Zentrum der Stadt. Das Gymnasium war in einem klassischen Herrenhaus untergebracht, in der Nähe der Abtei. Eine kleine, traditionelle Schule mit der ganzen Halbinsel Walcheren als Einzugsgebiet. Die Schülerinnen und Schüler kamen auf dem Fahrrad, mit der Dampfstraßenbahn, dem Zug oder der Fähre.⁴⁶ Im Jahr 1911 gab es am ganzen Gymnasium nur 34 Kinder, darunter sechs Mädchen.⁴⁷ Louis Hillesum erhielt eine Anstellung für 21 Unterrichtsstunden und verdiente damit 2000 Gulden im Jahr,

was auf heutige Verhältnisse umgerechnet einem Bruttogehalt von gut 22 000 Euro entspricht.⁴⁸

Am Ende des Schuljahres, im Juli 1912, erhielt Louis schließlich seine Festanstellung. Ein Kollege war schwer erkrankt und verstarb einige Monate später. Seine Position konnte Louis Hillesum übernehmen.⁴⁹

Die Nachricht erschien am 8. Juli 1912 im *Middelburgsche Courant*. Schon am Tag darauf, am 9. Juli 1912, verlobten sich Louis und Riva.⁵⁰ Endlich war das möglich – und die beiden wollten nicht länger warten.

Wegen Krankheit «auf unbestimmte Zeit» verschoben, wurde die Ehe schließlich am 7. November 1912 in Amsterdam geschlossen.⁵¹ Louis hatte aus diesem Anlass drei Tage frei bekommen. Als Trauzeugen fungierten die Angehörigen, die seit Jahren zu ihrem engen Kreis gehörten: Rivas Großonkel Mendel Eidinow und ihr Bruder Jacob Bernstein sowie auf Louis' Seite sein Bruder Salomon und sein russischer Schwager Levie Ettingen.

Am 12. Dezember 1912 wurde Riva Hillesum-Bernstein endlich ins Register von Middelburg eingetragen. Sie bezog mit ihrem Ehemann die großzügige Wohnung im Obergeschoss eines Herrenhauses am Molenvater mit der damaligen Nummer 259, unmittelbar außerhalb des historischen Stadtzentrums. In der etwas kleineren Wohnung im Untergeschoss lebten der Zimmermann Jan 't Hart und seine Frau. Im Haus nebenan wohnte ein Kollege von Louis, der Lehrer für Naturkunde und Mathematik Roelf van der Laan.⁵²

Gut drei Monate später war Riva schwanger.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de